Durchflüge

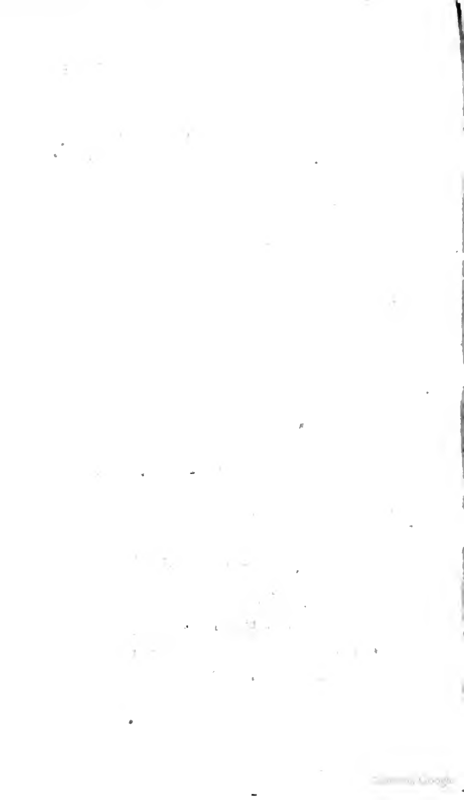
durch

Deutschland, die Niederlande, und Frankreich.

Shall Truth be silent, because Folly frowns?

Sechster Band.

Hamburg,
bei B. G. Hoffmann.
1798.



Vorerinnerung.

Als ich den Wanderstab in die Hand nahm, um Europa, wenigstens Deutschland, mit meinen eigenen Beinen zu messen, da setzte ich es als eine der Haupt-Puncte in meiner Marsch-Route vest, keine freie Reichsstadt, und wäre sie kleiner, als das kleine Bopfingen, unbesucht und unbegrüßt zu lassen.

Diese Vorliebe für einen nicht sehr gefeierten, aber deshalb nicht weniger schätzbaren Theil Deutschlands, gründet sich in der Erfahrung, in selbstgemachter Erfahrung, durch einen vieljährigen Aufenthalt in einer der ersten freien Städte des deutschen Reichs.

Meine Jugendjahre waren in einem monarchischen Staate, meine frühere Erziehung unter den Geboten des eitlen, hochmüthigen Standesmäßigen vergangen. Zum Glücke ward mein kleiner Antheil Menschen-Verstand durch eine frühe Bekanntschaft mit den

Werken

Werken der Alten gerettet, und gegen die Einwirkungen der gesellschaftlichen Unnatur gestählt.

War auf diese Art die Würde der Vernunft für mich gerettet, meinem Herzen seine angebohrne Natürlichkeit zugesichert, und für mein Daseyn die Richtung eines moralischen Wesens erhalten worden: so versank dagegen dieses so isolirte Daseyn in eine genußlose Dürftigkeit, die mir die ganze Leere dieses Lebens fühlbar machte, und ich war glücklos, selbst in der Periode des Alters, worin man nur allein glücklich seyn kann. Der Instinkt meiner natürlichen Freiheit, der, durch die Bekanntschaft der Vorwelt, und die Bildung ihrer Schriftsteller, lebhafter und reizbarer geworden war, ward von der Wirklichkeit, die mich umgab, beleidigt, von dem Treiben meiner Zeitgenossen gekränkt.

In dieser Stimmung fing sich mein Aufenthalt in einer der freien Reichsstädte an. Vielleicht trug dieser Zustand meiner Seele dazu bei, die Vorzüge der Freiheit, welcher sich diese kleine Republik rühmen kann, meinem geistigen Auge sichtbarer zu machen, als sie selbst ihren Bewohnern seyn mögen. Es geht uns mit den sittlichen wie mit den sinnlichen Gegenständen; was uns nahe liegt, was wir zu dem Unsrigen zählen dürfen, hat nicht den Reiz, genießt

genießt die Bewunderung nie, welche wir fernern Gaben darbringen, und fremdem Angehör zollen. Das Gute in den Erscheinungen dieser Welt ist nicht das Eigenthum derselben. Dieses liegt in dem Maaßstabe, womit wir sie würdigen; der seine Form wiederum von dem Fähigkeits-Vermögen erhält, womit wir begabt sind, und das uns vom Schicksale und den Zuthaten des Zufalls angeerbt, anerzogen, und angeschirrt ward. So liegt die Wesenheit von dem, was wir gut nennen, in dem Bösen, das wir erfahren haben. Wer nie von einer Krankheit genas, der kennt das Bewußtsein der Gesundheit nicht; wer nie litt, dem blieb das Gefühl des Wohlseins unbekannt; im Entbehren liegt der Reiz des Genusses, und selbst das Wort Freiheit würde in der Sprache der Völker fehlen, wenn diese Völker nicht alle mehr oder weniger in der Sclaverei lebten. Ja wenn eine Gottheit die Macht besäße, und sie dazu anwendete, der Welt alle ihre Uebel zu nehmen, so würde sie in dem Augenblicke, wo sie mit der einen Hand das Böse, das Weh ausrottete, mit der andern alles Gute vertilgen, und im Vorsatze wohl zu thun, der Mörder alles Wohls, und der Räuber aller Wünsche, der ohnehin schon unter den Bedürfnissen des Daseins schmachtenden Sterblichen werden. Welch ein preiswürdiges Werk, diese Welt!

und

welch eine dankwerthe Glückseeligkeit, zum Bürger dieser Gottes-Stadt erschaffen zu seyn!

Ich traf nun zwar nicht das Ideal der Freiheit, das sich in meinem Kopfe gebildet hatte, ganz in meinem neuen Wohnorte leibend und lebend an; dieses Gebilde lag aber auch über dem Horizonte der Wirklichkeit; es war aus jugendlichen Phantasien und den Träumereien metaphysischer Schriftsteller zusammen gesetzt. Doch hinderte dieses nicht, mir den sehr wesentlichen Unterschied fühlbar und angenehm zu machen, welchen ich hier in der Wirklichkeit vorfand, die weit größere Unabhängigkeit, und den ungleich geringern Zwang, den Stand, Würden, Rang, Titel, Geburt, und tausenderlei andere, ungerechte, alberne, lächerliche Auszeichnungen und Vorzüge, die ihr Dasein dem Zufalle oder der Laune eines Einzelnen verdanken, in despotischen Staaten aufbürden, und das schon in seiner Erschaffung nicht sehr begünstigte, natürliche Leben des Menschen, durch das Leben in der Gesammtheit noch härter und zwangvoller machen.

Ein angemessener Grad politischer Freiheit führt in seinen Wirkungen immer einen gleichen Grad moralischer Freiheit mit sich, sofern jene Freiheit keine Ungebundenheit aller, sondern eine den Gesetzen unterjochte Freiheit ist. Eine andere Bürgerfreiheit als

die,

die, welche von Gesetzen, welche durch die Gewalt der Gesammtheit geschützt und ausgeübt werden, abhängt, ist immer Despotie; der Name vermindert das Wesen einer Sache nicht.

Die Selbstbestimmung des Menschen, die in einem gesetzlichen Freistaate uneingeschränkteren Spielraum behält, verliehrt weniger von dem Eigenthümlichen ihrer Natur, und nimmt seltner die widersinnigen, widernatürlichen, eigennützigen Laster an, die ihren Ursprung bloß dem gesellschaftlichen Verein und Zusammenleben verdanken. Die ursprünglichen Begierden des Menschen werden hier wie überall Laster hervorbringen, aber die bloßen Affecten der Leidenschaften, der Haß, der Neid, die Vorzugssucht u. dgl. m., die so schnell und so reichlich unter der Herrschaft der Unumschränktheit wuchern, keimen in diesen kleinen Freistädten selten hervor, und gedeihen hier nicht.

Diese Wahrheit fand ich in allen freien Städten Deutschlands mehr oder weniger bestätigt; mit Ausnahme Einer, die seit mehrern Jahrhunderten häufig von Fremden besucht und bewohnt ward. Fremde, die weder Handlung, noch sonst ein bürgerliches Gewerbe trieben, und ihre Zeit in Müssiggang und Wohlleben verbrachten. Durch diese Beispiele, welche die Einwohner jener Stadt stets vor sich hatten, brachte die Zeit

end-

endlich die angestammte Deutschheit und Selbstheit der Aachner Bürger fast gänzlich unter die Füße, so daß von beiden nur noch leichte unsichtbare Spuren übrig sind.

In allen ihren Geschwistern aber traf ich weniger fremden Antrieb, weniger Willkühr, Stolz, Trotz, Uebermuth, Prahlsucht, Dünkel, Aefferei, Schein, Schminke, Knechtssinn, Sclaverei, und Fesseln der Gesammtheit an; aber ungleich mehr Vertraulichkeit, Offenheit, Wahrheitsliebe, Biederkeit, Selbstgefühl, häusliche Glückseeligkeit, Religion, Sittlichkeit, und stille Tugenden aller Art, die in diesen kleinen Republiken sich niedergelassen hatten, und aus den unter unumschränkter Herrschaft stehenden Städten Deutschlands hieher geflüchtet schienen. Wer sich hiervon überzeugen will, und das gewöhnliche Vorurtheil an die Seite zu legen vermag, der gehe selbst, und er wird sehen, wie sehr diese anspruchlosen Bürger- und Stadt-Tugenden, den glänzenden, schimmernden Thaten, von Hof- und Staats-Menschen bewundert, vorzuziehen sind. Er wird hier Eigenheiten von den sogenannten Leuten von Welt belächelt finden, welche die höchste rechtliche Ehrlichkeit, und den gutmüthigsten Willen zum Antrieb haben.

Durch diese wesentliche Vorzüge mögte sich ja wohl meine gewonnene Vorliebe zu den freien Reichs-

städten

städten gerechtfertigt, und der Vorzug, den ich ihnen durch eine weitläuftigere Beschreibung, als den nicht unabhängigen Städten, lieh, entschuldigt haben.

Zu jener Zeit, als ich in meinen Wanderungen begriffen war, ahndete wohl Niemand die Möglichkeit, daß eine große Strecke von Deutschland, und mit dieser mehrere der ansehnlichsten freien Reichsstädte, vom deutschen Vaterlande so bald würden getrennt werden, und einer fremden Macht zufallen. Ich hatte also keine Anleitung, mit denen auf dem linken Rhein-Ufer liegenden deutschen Reichsstädten eine Ausnahme zu machen, und sie wie bald entdeutscht, und zu französischen Municipalitäten umgewandelt, unbesehen liegen zu lassen; darum machte ich Bekanntschaft mit ihnen, wie ich es mit ihren Geschwistern gemacht hatte, und setzte mich in den Stand, der Welt wenigstens eine genauere und umständlichere Beschreibung von diesen Städten vorzulegen, als man bisher von ihnen aufzuweisen gehabt hat.

Um diesen Zweck zu erfüllen, ehe die Spur von diesen neuen Municipalitäten, wie deutsche freie Reichsstädte, gänzlich verloschen und verlohren ist, werde ich in jedem Theile der künftig erscheinenden Durchflüge, eine dieser Deutschland entnommenen

freien

freien Städte, *) so wie ich sie einst fand, aufstellen. Mögen diese Erzählungen, von dem, was sie einst waren, als Leichenreden der Unabhängigkeit gelten, die sie während eines Jahrtausends genossen; an die der Würgengel der Freiheit gerade jetzt seine Sichel legt, und die große Nation sich beschäftigt, den Bürgern, wie ihren wohl erworbenen Sclaven, die Haare abzuscheeren.

*) Aachen, Kölln, Speier, Worms.

XIX.

XIX.

Aachen.

Aachen, lat. Aquis-granum, soll von Karl dem Grossen erbaut seyn. Er jagte in dieser Gegend, sein Pferd sank mit den Hinterfüßen ein, und versengte sich die Beine in den siedenden Quellen, über welche Karl im Jahre 777 Bäder und eine Stadt erbaute.

Nach andern ist der Ort viel älter. Sie führen ihren Beweis aus dem lateinischen Namen her, und behaupten, ein gewisser Granus, ein Bruder Nero's, habe hier im Exil gelebt. Da dieser Prinz sich aber in der römischen Geschichte vergeblich suchen läßt, so fällt diese Meinung wohl als fabelhaft weg. Indessen hindert dieses nicht, daß die Behaupter eines höhern Alterthums der Stadt, hinter Karls Zeiten

Zeiten zurück, nicht Recht haben könnten. Die beiden ersten Silben ihrer lateinischen Benennung beziehen sich offenbar auf die dort vorhandenen mineralischen Wasser, und können wohl nicht anders, als aus der römischen Sprache abstammen. Die beiden letzten aber sind zu dunkel, um über sie eine Muthmaßung zu wagen. Vermuthlich führte die Gegend, der Gau oder Ort, einen ähnlichen Namen, als die Römer dahin kamen, und so ward ihre mit der gallischen oder germanischen Benennung zusammengeschmolzen. Denn daß sie hier zuerst einen Standplatz oder Lager errichtet, und solches dem Apollo Granus, der doch eigentlich Grannus heißt, gewidmet haben sollten, ist schwerlich zu erweisen. Der deutsche Name ist eine Zusammenziehung des Lateinischen, auf eben die Art, wie Acqs oder Aix in der Sprache von Oc aus Aquae geworden sind. Vielleicht stammt granum von dem alten Càr oder Caer ab, welches noch jetzt im Wälschen, und, wie mich dünkt, auch im Bas Breton eine Stadt bedeutet.

Sei dem nun, wie ihm wolle, genug die Stadt Aachen verdankt Karl dem Großen ihre Erweiterung, ihr Gebiet, den größten Theil ihrer Kirchen, Klöster, ihre Mauern und Thürme. Hier verlebte der Eroberer Deutschlands einen Theil seiner Muße; von hier

aus

aus ordnete er die Belehrung der Heiden des nördlichen Deutschlands an; hier starb er, und hier ruhen die Gebeine eines der ersten, merkwürdigen und thatenreichen Männer alter Zeiten.

Aachen, die älteste deutsche freie Reichsstadt, liegt in einem hügeligten Thale, von Bergen umgeben. Die eingeschlossene weite Ebene ist mit Klöstern, Kirchen, Abteien, Kapellen, Flecken und Dörfern übersäet. Die Berge krönt hie und da ein dichter Wald, andere sind leer, unbepflanzt und unbesäet, wie der nahe, nackte Lausberg; dessen kahler Schopf mit seines Nachbaren bekränzter Stirn, wie die Glatze des Einsiedlers mit der vollen Wange der jungen Pilgerin, kontrastirt. Ein Gang um die Stadt gewährt die mannigfaltigsten Ansichten. Der alte Ort mit seinen hohen Thoren, Rondeln und Streitthürmen hat viel Darstellendes aus den Zeiten der Fehde und des Faustrechts. Die ganze Gegend um Aachen stellt eine reiche, lebende Gallerie von ländlichen, üppigen und romantischen Gemälden auf.

Das Klima ist mehr rauh als sanft. Demohngeachtet grünen die Wiesen, wenn der Schnee sie nicht zu tief deckt, den Winter durch. Eine Fruchtbarkeit, die von den warmen Quellen, welche den Boden unterlaufen, herrührt. Mitten im December sah

ich

ich Schaafe und Rinder auf den Feldern um die Stadt her weiden. So auffallend einem Nordländer diese Erscheinung ist, so neu ist ihm die Sonderbarkeit, daß sich aus dem Gesang und Pfeifen schliessen läßt, ob ein Knabe oder Mädchen das Vieh hütet. Wo Gesang hertönt, da ist der Hirte männlichen, wo gepfiffen wird, weiblichen Geschlechts. Ich habe mich mehrmalen von dieser mit den Geschlechtern in Widersprüchen stehenden Musikliebhaberei überzeugt, indem ich den Tönen nachgieng, und allemal fand ich jene Bemerkung bestätigt. Ob dieser Geschmack des weiblichen Geschlechts am Pfeifen ein Ueberbleibsel von der Hirtenflöte ist, die sich bei diesem Geschlechte hier länger, als bei dem männlichen erhalten hat, und sanftere Töne, als die immer rauhere Menschenkehle redet — wage ich nicht zu behaupten.

Die Stadt hat einige siebzig, zum Theil breite und grade, Gassen; aber nur Einen Markt, ein schönes großes Oblong. Das Gassenpflaster ist schlecht. Der höckerigte Boden mag zum Theil schuld hieran seyn; mehr aber noch der Umstand, daß die Abzüchte aus den Häusern unter den Gassen weggehen. Diese unterirdischen Kanäle verstopfen sich leicht; das Pflaster wird dann aufgerissen, und schlecht wieder zugelegt. Das noch unberührte, erste Gassenpflaster ist bei weitem

so

so übel nicht. Eine Gassenordnung muß es hier nicht geben, oder wenn eine da ist, so wird sie schlecht geachtet. Der Unrath liegt in großen Haufen überall in der Stadt umher. An so mancher Stelle steht angeschlagen: «hier darf kein Dreck, bei drei Goldgulden Strafe, hingeworfen werden.» Gerade da liegt es Berge hoch. Vor jedem Stadtthore fand ich einen Platz, worauf ein Pfahl stand, mit der Aufschrift: «hier soll der Gassenkummer hingeworfen «werden.» Diese Stellen waren fast immer die reinsten in und um die Stadt. Die Promenade, auf welcher die Kur-Gäste den Brunnen zu trinken pflegen, gleicht einem Kloak. Die Neukranken verrichteten bei meinem Hierseyn die Bedürfnisse der Natur hier, ohne alle Scheu, zu jeder Tageszeit.

Dieser weitläuftige Ort enthält etwan 2500 Häuser; die mehrsten sind in recht altem Styl, maßiv, weder bequem noch symmetrisch, ohne Geschmack und ohne Beobachtung der Verhältnisse gebaut. Zwei garstige Gebrechen finden sich an den mehrsten Häusern. Die Fensterrahmen sind so übel und winkellos gemacht, daß der Wind mit den Vorhängen durch die weit offenen Fugen wie mit Flaggentüchern spielt; und bei einem Sturme glaubt man in einer Windmühle zu seyn, so klappert alles im Hause. Die Fußböden sind

mit Ellenlangen Brettern getäfelt, so uneben und so schlecht, daß sichs in den Zimmern nicht viel besser, als in den höckerigten Gassen geht. Ja, ich habe Zimmer getroffen, in welchen mehrere solcher Bretter-Fetzen ausgetreten waren, und Gruben wie Grabstätte hinterlassen hatten. Sonst sind die Mauern vest und dauerhaft gebaut. Die Mauersteine sind vortreflich ausgebrannt; den Kalk lassen sie Jahre lang in der Erde gähren. Ich habe Innschriften an Häusern gesehen, die da sagten, daß solche im Jahr 1564 erbaut wären. An ihnen war nichts verwittert, und sie schienen der Zeit noch lange Trotz bieten zu wollen.

Merkwürdige Gebäude sind nur das Rathhaus und die Domkirche. Ersteres, ein hohes maßives Viereck, ist mit zwei Thürmen eingefaßt, von welchen der eine, sehr antiker Bauart, von den Römern aufgeführt seyn, und einem uralten Prinzen Granus zum Aufenthalt gedient haben soll. In diesem Stadthause ward 1668 der Friedenskongreß zwischen Frankreich und Spanien gehalten, und 1748 der Aachner Frieden für Europa geschlossen. Es bleibt immer ein seltner Vorfall in der Geschichte, daß, an dem nämlichen Tage, da in Aachen der Friede unterzeichnet ward, der Marschall von Sachsen das vier Meilen davon liegende Mastricht einnahm. Aus dem mitt-

lern

lern Rathhausfenster nahm Karl V. beim Antritt seiner Regierung die Huldigung von den auf dem Markte versammelten Bürgern der Stadt an. Die gemalten Vorstellungen dieser Begebenheiten hängen, nebst den Porträts der Friedens-Deputirten, in einem Vorsaale. Ungleich mehr Werth, als diese sehr mittelmäßigen Malereien, hat ein Grundriß der Stadt nebst ihrem Gebiet, von dem geschickten Stadt-Ingenieur Scholl verfertigt. Eine mit seltenem Fleiße ausgeführte Arbeit. Da fehlt keine Hütte, kein Gränzstein, kein Steg; ja man mögte behaupten, kein Baum.

Dem Rathhause gegen über steht eine Fontaine, aus welcher ein Theil der Stadtbrunnen Zufluß erhält. Es ist ein weites kupfernes Bassin, in dessen Mitte sich noch ein Piedestal findet, auf welchem die Statue Karls des Großen von Kupfer stand. Diese Figur ist von den Franzosen weggeschafft worden; so wie eine andere neben ihr gestandene Säule, die eine Schandschrift auf unser Jahrhundert war; und einen stillen Aufruf zur Intoleranz an die Aachner enthielt; wovon die bezweckte Wirkung auch nicht ausgeblieben ist. Dieses schändliche Monument verdankt sein Dasein dem Religionshasse.

Der Bürgermeister Kalkbrenner, ein Reformirter, wollte im vorigen Jahrhundert seinen Glaubensverwandten in der Stadt Aachen ähnliche Duldung und Religionsfreiheit verschaffen, als zu der Zeit das nördliche Deutschland den evangelischen Glaubensgenossen eingeräumt hatte. Aber er unterlag der stärkern katholischen Partei, ward flüchtig, und starb am Hofe des Prinzen von Oranien. Da man nun keine Hoffnung mehr hatte, ihn lebendig habhaft zu werden, ward er 1616 auf kaiserlichen Befehl in Effigie hingerichtet. Diese häßliche Komödie war zum Frommen der Nachwelt auf jener Säule abgebildet. Hier sah man einen nackten Rumpf, über eine Bank gestreckt, der Kopf bis zur Erde daneben. Der Scharfrichter stand auf der andern Seite mit aufgehobenem Beil. Im Hintergrunde war das Rathhaus, dessen Wände mit Menschen-Viertheilen behangen waren. Vor der Rathhaustreppe stand eine Stange für den abgeschlagenen Kopf. Gegen dem Stadthause über sah man die Göttin Themis mit verbundenen Augen, Schwerdt und Wagschaale. Unter dieser Abbildung war zu lesen:

Sic pereant
qui hanc republicam
et sedem regalem

sprebis

spretis sacrae Caesareae Majestatis
edictis
evertere moliuntur
ad
damnandam memoriam
Johannis Kalkbrenner
in ultimo tumulto Anno CIↃ. IↃ. CXI,
hic excitato
inter perduelles
antesignand.
columna haec ex decreto
s. s. subdeligatorium sac. Caes. Majest.
III nona. Decembris Anno CIↃ. IↃ. CXVI,

welches verdeutscht ohngefähr so lauten wird:

« So müssen alle umkommen, welche diese Republik
« und Königssitz untergraben wollen. Diese Säule
« ist auf Befehl der kaiserl. Kommißion errichtet, um
« Johann Kalkbrenners Andenken, als Haupt der
« Rebellion von 1611, auf immer zu brandmarken."

Als die Neufranken 1792 in Aachen einrückten, riß ein junger Bürger, Namens Dautzenberg, dies häßliche Denkmahl, mit Beihülfe der Franken, um. Man kann sich einen Begriff von der Dummheit und dem fortlebenden Religionshasse der Aachner machen,

machen, wenn man hört, daß jener rasche, junge Weltbürger für diese seine wohlgemeinte Handlung allgemein mit dem Namen **Steinhauer** gescholten und angefeindet wird. Die Franzosen zogen sich, wie bekannt, das Jahr darauf zurück. Die Kaiserlichen rückten in Aachen ein. Den Tag nach ihrem Einmarsche ward durch einen Beschluß des Magistrats das schändliche Monument wieder zusammengeflickt, aufgerichtet, und mit dem — kaiserlichen Adler geziert. Wie sich diese höchste Reichs-Insignie zu einer Schandsäule passen kann, wird wohl nur dem Geschmacks-Urtheile des Aachner Senats erkennbar seyn. Man halte es ja nicht für feinen Hohn oder Schalkheit; denn der Adler ist auch das Wappen der Stadt. Aber dem Adler wird hierdurch arg, noch ärger wie in Wien mit gespielt, wo er an der kaiserlichen Burg, auf allen Schornsteinen, als Wetterfahne sich nach dem Winde drehen muß, und im Garten zu Schönbrunn auf den Spitzen einiger ägyptischen Pyramiden steht. Beim zweiten Einmarsch der Neufranken in Aachen setzten sie ihren Freiheitsbaum an die Stelle des häßlichen Monuments, und machten so einen Fleck wenigstens durch das Symbol des höchsten Erdenguts wieder ehrlich, der seit zwei Jahrhunderten geschändet war. Indessen will man wissen, daß die Trümmer dieses Lieblings-Klei-

nods

nods — der Aachner von dem alten Magistrate sorgfältig zusammengesucht und aufbewahrt sind. **Hiob** hat von Aachen prophezeiht, wenn er von seinem Provincial-Gott sagt: „Er führt die Klugen wie einen Raub, und macht die Rathsherrn toll.“ Hiob XII. K. V. 17.

Die Franzosen machten den raschen Bilderstürmer zur Belohnung zum Postmeister der Stadt, so wie sie seinem Bruder die Postdirector-Stelle über das Arrondissement von Aachen verliehen, weil er in Gefahr gewesen war, von den Oesterreichern, seiner freien Schreibart willen im Aachner Zuschauer, wovon er der Herausgeber ist, funfzig Prügel zu bekommen. Diese Belohnung der Neufranken war zugleich ein Triumph für den Zeitungsschreiber über den General **Lilien**, der ihm die Strafe verhängen wollte, weil nämlich der Bruder des Generals diese Stelle vor dem Einmarsch der Franken bekleidete. Der dritte Bruder ist Policeimeister der Stadt. Es ist zu hoffen, daß jene die Post besser versehen, als dieser die Policei, sonst möchte die Korrespondenz im Aachner Arrondissement einen unsichern Gang gehen.

Die **Domkirche** ist ein altgothisches Gebäude, groß und majestätisch. Sie hat, wie fast alle Kathedralkirchen, zwei Abschnitte, von welchen der zuerst gebauete

von

von Karl dem Großen ist. Der andere Theil ist ein modernes Rondel, das eine obere Gallerie von Porphyr- und Marmorsäulen hatte, die von den Citoyens in Requisition gesetzt und weggebrochen sind. In dieser Kirche liegt Deutschlands erster Kaiser, Karl, begraben. Der Stein, der sein Grab deckte, war weisser Marmor, auf welchem der Raub der Proserpina abgebildet steht, und der auf Julius Cäsars Sarge gelegen haben soll. Wenn dies wahr ist, so haben die Franzosen seinen Raub wett gemacht, und den Leichenstein, welchen er für sich entwandte, von seiner Gruft genommen, und nach Frankreich geschickt.

Karl ward mit Krone, Scepter, Reichsapfel, Schild und Schwerdt beigesetzt. Ein paar hundert Jahre später kam sein Nachfolger, Otto III. nach Aachen, entkleidete Karls Leiche, und führte die Insignien mit sich nach Nürnberg davon.

Die Domkirche ist reich an Reliquien. Sie werden in die großen und kleinen eingetheilt. Jene bestehen aus Mariens Kleide, das sie bei der Geburt Christi anhatte. Maria muß eine halbe Riesin gewesen seyn, denn der Schlender ist fünf und einen halben Fuß lang. Christi Windeln, daß es nicht die zarten Windeln Apollos sind, in welche die Huldgöttinnen den Göttersohn wickelten, als er sich dem

Schooße

Schooße seiner Mutter auf Delos entwand, sieht man ihnen beim ersten Blick an. Sie sind von grobem braungelben Filz. Für Windeln eine gut gewählte Farbe. Das leinene Tuch, worauf Johannes Kopf fiel. Ein anderes, worin Christus am Kreuze gewickelt war. Diese vier Heiligthümer werden bloß alle sieben Jahre am Himmelfahrtstage gezeigt; darauf in neue Seide gewickelt und wieder verschlossen. In vorigen Zeiten war an solch einem Tage die Stadt und die nahe Gegend mit Wallfahrern gefüllt. Man zählte im Jahre 1496 am Himmelfahrtstage 142,000 Pilger, die 80,000 fl. Opfergeld darbrachten. Ein fettes Mahl für Mönche und Domherren auf einen Tag. Noch zeigt man ein Kästchen von Ebenholz, das Karl mit eigenen Händen hergebracht, und im Chor zur Aufbewahrung hergestellt haben soll. Es führt oben auf dem Deckel die Aufschrift, noli me tangere. Dabei wird denn sehr ernstlich versichert, ein Dechant, der sich vom Satan habe verführen lassen, und das Kästchen öffnen wollen, wäre für diesen frevelhaften Vorsatz auf der Stelle geblendet worden.

Der kleinen Reliquien sind mehrere. Unter solchen findet sich Karls Jagdhorn, und ein Fläschchen mit Oehl, das die heilige Katharina während ihrer

Marter

Marter ausgeschwitzt haben soll. Diese Reliquien, unter welchen sehr viele Kostbarkeiten von Perlen, Steinen und Gold sind, werden zu jeder Zeit gekrönten Häuptern gezeigt. Sie sind sämmtlich noch zu rechter Zeit weggeschafft, und den Neufranken nicht in die Hände gefallen.

Bis zu Ferdinand I. Zeiten wurden Deutschlands Könige und Kaiser in Aachen gekrönt. Wegen Absterben des Churfürsten von Kölln, der nahen Kriegsunruhen, und der schlimmen Jahrszeit willen, ließ Ferdinand sich in Frankfurt krönen. Hiegegen protestirten zwar die Aachner; das half alles zu nichts, als daß sie auch in der Folge die Vorrechte behielten: daß ihre Gesandten, welche Karls Schwerdt zur Krönung bringen, derselben beiwohnen dürfen; daß der Aachner Pförtner nach wie vor das Pferd erhält, auf welchem der neue Kaiser zur Krönung reitet; daß dem Aachner Bürgermeister die Ehre bleibt, die Krönungsmünzen unter das Volk zu werfen, wobei er noch für sich Einen Griff in den Säckel thun darf, und daß der Stadtdiener das Tuch bekommt, welches vor dem neuen Kaiser bei der Huldigung der Stadt ausgebreitet wird. Das Wesentlichste aber, die Kaiserkrönung, ward seit der Zeit in Frankfurt vorgenommen.

Die

Die Stadt hat in ihren Ringmauern vier Pfarrkirchen, sechs Mönchs- und dreizehn Nonnenklöster.

Unser Jahrhundert hadert und tobt gegen alles, was fromme Stiftungen und Klöster heißt; man predigt dawider, wie die Propheten des alten Testaments gegen den Götzendienst der Israeliten auf Anhöhen und Bergen. Wehe dem Naseweisen, der es sich einfallen läßt, für diese angefeindeten Wohnungen zu reden, und es sich erlauben wollte, sie gegen unsere aufgeklärte, allwissende Welt in Schutz zu nehmen! Unstreitig läßt sich vieles, sehr vieles wider das Daseyn, und noch mehr gegen die Mißbräuche, zu welchen ihr erster Zweck ausgeartet ist, anführen. Aber sollte sich denn gar nichts für diese gescholtenen Wohnungen, diese einst frommen Asyle der contemplativen Menschen aufbringen lassen? Ich dächte doch. Sie werden ja keine gänzliche Ausnahme von der so allgemein als wahr anerkannten Regel machen, daß jedes Ding seine schlimmen und guten Seiten hat. Wenigstens läßt es sich erweisen, daß, wenn die Klöster nicht im Ganzen, doch einzeln, für den Staat, für den Weltbewohner, und für die Moralität ihrer eigenen Mitglieder Nutzen haben können, und dauernden Nutzen haben. So findet sich hier ein Kloster der barmherzigen Brüder, Zellen-Brüder

genannt,

genannt, von welchen die Mitglieder gewiß wohlthätiger für ihre profanen Mitmenschen handeln, und zu diesem Handeln gewiß von reinerm Willen gelenkt werden, als die Pharisäer und Schriftgelehrten, mit denen Deutschland so reichlich, als Frankreich mit seiner Papiermünze, überschwemmt ist. Dies Kloster besteht, ohne den Pater Prior, aus einzelnen Mönchen. Ihr Handeln und Wirken hat die Verminderung des menschlichen Elends zum Augenmerk. Sie haben sich den Leiden und den harten Drangsalen des Menschen gewidmet. Ihre vorzüglichste Beschäftigung ist die Pflege der Kranken. Wer in Aachen oder der Nachbarschaft dieser Stadt erkrankt, und sorgsam und gut gewartet seyn will, der nimmt zu seiner Aufwartung einen Zellenbruder zu sich. Dieser sorgt dafür, daß den Anordnungen und Vorschriften des Arztes nachgelebt werde; so wie für die Reinlichkeit, gute Luft, und alle sonstige Bedürfnisse des Kranken. Die Aerzte versichern, daß diese Wärter ihnen oft gute Hülfe zur Wiederherstellung gefährlicher Kranken geleistet haben. Diese Männer haben sich durch vielfältige Erfahrungen einen beobachtenden ausringenden Blick, und sehr richtige Einsichten von dem wahren Zustande des Kranken erworben, so daß sie dem Arzt oft belehrende Winke geben, und seine Aufmerksamkeit

auf

auf Symtome, Wendungen und Vorbothen naher Krisen lenken, die ihm wohl sonst entgangen wären.

Sie lassen Ader, setzen Blutigel, legen Zugpflaster, geben Klistiere u. s. w., und so ein vollgültiger Arbeiter in der Nächstenliebe erhält täglich sechs Mark, (103½ Mark machen einen Laubthaler) von welchen er drei seinem Kloster einliefern muß. Das übrige verwendet er auf seinen Wärter-Anzug und Wäsche; diese Mönche sind immer rein gekleidet. So wie der Zellenbruder zum Kranken kömmt, legt er seinen Ordenshabit ab, öffnet seinen mitgebrachten Bündel, zieht seinen Schlafrock, gelbe Pantoffeln, und weiße Schlafmütze an. So daß, wenn man zu einem, von einem Zellenbruder gewarteten, Kranken kömmt, man diesen in der Gesellschaft eines Freundes oder Verwandten zu finden glaubt.

Ein anderes Geschäfte dieser nützlichen Mönche ist die Beerdigung der Todten. Alle in der Stadt gestorbene Menschen werden durch sie zu Grabe gebracht. Die Armen unentgeldlich; die Vermögenden für die Kleinigkeit von 144 Mark: nicht einmahl anderthalb Laubthaler. Dieser geringe Lohn fällt ganz dem Kloster zu.

Das Kloster ist zugleich der Ort, worin die Wahnsinnigen, männlichen Geschlechts, aus der Stadt und der

der nahen Gegend aufgenommen werden. Die Weiber, welche dieses unglückliche Schicksal trifft, laufen frei umher; wenigstens bin ich von einigen wahnwitzigen Bettlerinnen mehrmals angesprochen worden. Die unglücklichen Narren werden von den braven Zellenbrüdern sorgfältig und gewissenhaft gepflegt. Gewiß kann sich Niemand, den das harte Schicksal trifft, den Verstand zu verliehren, einen bessern, linderndern und weniger harten Aufenthalt wünschen, als zu den Zellenbrüdern in Aachen zu kommen. Jetzt sitzen sechszehn Irre hier. Unter ihnen ist ein Herr von Marschall, der einst der Liebling des letzt verstorbenen Landgrafen von Hessen-Kassel war. Spielsucht, und ein wüstes Leben brachten ihn um den Verstand und hieher. Anfänglich war er wüthend, und mußte geschlossen werden. Durch die sanfte Begegnung und aufmerksame Pflege der guten Mönche aber verlohr sich die Wuth. Jetzt ist er so zahm, daß er täglich im Garten frei und ruhig spatzieren geht. Es ist eine der schönsten männlichen Figuren, die mir vorgekommen ist. Man sagt, der Landgraf habe sich mit ihm der Sünde theilhaftig gemacht, gegen welche Paulus in seiner Epistel an die Römer, Kap. 1, V. 27, so stark eifert. Auch ein Herr von Aar, Domcapitular aus Cornelius Münster, sitzt hier; er war vom Mutterleibe an wahnsinnig, denn

die,

die, welche ihn gebahr, war es auch. Ein Anderer, einst Bijouteriehändler, verdankt seine Narrheit einer ängstlichen Reinlichkeit. Fällt ihm ein Sandkorn auf den Aermel, so putzt er den befallenen Fleck Stunden lang; so auch seine Finger, wenn ein Tropfen Suppe eine obere Spitze berührt. Sein Bette luftet und klopft er jeden Abend eine volle Stunde aus, ehe er sich niederlegt. Eben so verfährt er, wenn er gewisse Bedürfnisse der Natur verrichten will; er klopft Stunden lang nach Staub, bevor er sich niedersetzt. Ich bin so ziemlich in den Narrenspitälern von Europa bekannt, aber einen so sonderbar periodischen Narren, wie ein hier sitzender Gerichtsschreiber ist, habe ich nicht angetroffen. Es sind bald funfzehn Jahre, daß er hier ist. Die drei ersten Jahre sprach er kein Wort. Die drei folgenden schwieg er nie. Darauf lachte er drei Jahre durch, und das so heftig, daß er nicht selten in Convulsionen verfiel. Wie diese Periode vorüber war, pfiff er drei andere Jahre, vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis an den Morgen. Jetzt werden es bald wieder drei Jahre, daß er stumm ist; nur einmal brach er im vorigen Sommer sein Stillschweigen. Er gieng mit einem andern Narren im Garten spatzieren; diesen traf der Schlag, er starb auf der Stelle. Der Stumme, dieses

sehend,

sehend, lief eilends ins Refectorium, und schrie den Mönchen zu: «geht doch in den Garten, denn der Kirnmeier stirbt dort wie ein Narr."

Das weltliche Kloster zu den Cistercenserinnen hat, ohne die Mutter, sechszehn Nonnen, die sich der Krankenpflege gewidmet haben. Sie bekommen dafür den nämlichen kleinen Lohn, wie die Zellenbrüder. Welche von ihnen nicht bei einer Kranken aufwartet, die ist mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Sie nähen, stricken, spinnen und weben, was dies Kloster bedarf. Sie backen und bräuen selbst, bearbeiten den Garten, versehen die Küche, und verdienen ihren frugalen Unterhalt, durch Arbeit und Wohlthun, mit vollgültigem Rechte.

In dem hiesigen Waisenhause werden gewöhnlich vierzig Kinder versorgt. Dies Haus liegt aber so feucht, daß es eher ein Straf- als Versorgungshaus genannt werden kann; die armen Kinder haben alle Scrofeln.

Auch für Armenkinder ist ein Haus da, worin ihrer funfzig ernährt werden. Für die vielen Bettler und erwachsenen Armen ist in nichts gesorgt, die mögen umkommen. Es scheint mir menschenfreundlicher gehandelt, wenn man sie lieber in der Jugend als im Alter

Alter verhungern lasse, man erspahrte ihnen wenigstens ein kummerreiches, freudenleeres Leben.

Ein erst vor wenig Jahren angelegtes Zuchthaus haben die Neufranken aufgehoben, und die Gefangenen laufen lassen.

Zwei von Privatpersonen gestiftete Krankenhäuser befinden sich in sehr gutem Stande. Das Elisabether Spital hat funfzig Kranke, beiderlei Geschlechts. Ins Mutter Gottes Spital werden nur so viele Männer aufgenommen. Hier herrscht eine vorzügliche Reinlichkeit. Die Bettstellen sind alle von Eisen; dies verhindert die Einnistung der Wanzen, die in den Spitälern so allgemein, und so schwer auszurotten sind. Dieses Krankenhaus hat 130,000 leichte Thaler (ohngefähr 260,000 Mark) zu vier Procent beim Stadt-Aerarium belegt, und mit dieser mäßigen Einnahme bestreitet das Haus seinen ganzen Aufwand, und läßt es seinen Bewohnern an keiner Pflege mangeln.

Wollte man aus dem jetzigen Gewühl auf den Gassen schliessen, so müßte man die Stadt für sehr bevölkert halten. Dieser Schein trügt aus mehrern zusammentretenden Ursachen gar sehr. Die französische Garnison sitzt wenig zu Hause; der Franke liebt die freie Luft. Die vielen Employés und Commis

der hier etablirten Commissariate und Administrationen hüpfen auf den Gassen geschäftlos hin und her. Die Aachner jungen Herren treten das Gassenpflaster fleißig, so auch das schöne Geschlecht, das von Messe zu Messe eilt. Aus dem nahen Burscheid hält sich den Tag über mancher in Aachen auf; hierzu kommen noch die vielen Fuhrwerke, Transporte und Märsche, aus den Niederlanden nach der Armee. Der Trafik auf den Gassen kann also keinen richtigen Maaßstab für die Bevölkerung der Stadt selbst abgeben, denn das weitläuftige Aachen hat nur 23000 Einwohner. Die Stadt könnte doppelt so viele Menschen fassen und ernähren, wenn die politische und religiöse Intoleranz, die Härte manches Fabrikanten gegen seinen Arbeiter, die gedankenlose Indolenz der wohlhabenden schlecht erzogenen Klasse, die Stadt nicht verödet, und den Anwachs der Bevölkerung gehindert hätte.

Kein Ort ist von der Natur und den Gaben des Schicksals so begünstigt, wie Aachen. Als der berühmteste Bade-Ort Deutschlands, gewinnt er von den hieher strömenden Kranken und Gesunden große Summen. Dieses Geld, das ungemein leicht für Quartier, Kurlohn, Badelohn, Nahrung und Vergnügen gewonnen wird, bleibt größtentheils in den Mauern der Stadt. Denn das Wenige, was der

Land-

Landmann hiervon für seine zur Stadt gebrachten Producte zieht, läßt er wieder für erhandelte Waaren zurück, auf welche der Aachner unverschämten Vortheil nimmt. Man rechnet, daß die Fremden in Aachen jährlich ein paarmal hundert tausend Louisd'or in Aachen zurücklassen.

Die Stadt hat mehrere Fabriken in ihren Ringmauern, die von dem Menschen-Ueberfluß und der Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend ungemein begünstigt werden. Das Jülicher Land baut Getraide aller Art; Lüttich Gemüse und Gartenfrüchte; Limburg zieht sich Butter und Käse in großer Menge. Die überreiche Volksmenge des lütticher und spanischen Gebiets drängt ihre Bewohner über die Gränze, und der fleißige Arbeiter ist gewöhnlich sehr zufrieden, wenn er einen mäßigen Unterhalt gewinnt. In der Stadt sind achtzehn Tuchmanufacturen; vierzehn Nadelfabriken; sieben große Färbereien; zwei Fingerhutfabriken; zwei Färbekessel; und eine Wachstuchmanufactur.

Das Stadtgebiet hat $1\frac{1}{2}$ □ Meile im Umfange. Dieser nicht übermäßig große Raum wird mit der stolzen Benennung des Reichs von Aachen belegt. Es enthält dreizehn Dörfer, eine Menge Güter und Höfe, und 4000 Bewohner. Wie wenig hier

der bessere Anbau des Bodens geachtet wird, läßt sich aus folgenden zwei Umständen wahrnehmen. Der trockne Wallgraben um die Stadt, der durch seine scharfen Wände vor jedem rauhen Winde geschützt ist, und Wärme und Sonnenstrahlen auf seinen ummauerten Boden gleich einem Treibhause auffängt, bietet den ergiebigsten Gartenplatz dar; dennoch ist ein kaum nennbarer Theil erst angebaut. — Vor einigen Jahren sollte ein neuer Weg nach Mastricht angelegt werden. Ein hiesiger Kaufmann, der ein sehr wohl unterrichteter Mann ist, bot dem Stadt-Rath für die eingehende Breite des alten Weges, und alle auf dem Stadtgebiete laufenden überflüssigen Nebenwege, 60,000 Thaler. Dabei machte er sich anheischig, jene Erdstriche so einzutheilen, daß die Eigenthümer der nachbarlichen Felder solche gegen Erbpacht an sich bringen könnten, wodurch dem Staat noch ohne jene erste Kaufsumme ein ansehnlicher Grundzins zuwüchse. Aber man hörte ihn kaum, und seine gute Absicht ist für seine Vaterstadt verlohren gegangen. Diese grobe Unachtsamkeit, die Stadtgefälle auf eine Niemand kränkende Art zu vermehren, ist um so unverzeihlicher, da eine ungeheure Schuldenlast die Stadt drückt; denn diese kleine Republik ist beinahe drei Millionen leichter Thaler schuldig, und hat zur Entrichtung der Zinsen,

und

und zur Bestreitung ihrer sonstigen Ausgaben, nur 93000 Thaler Einkünfte.

Aachen hat Galmei= und Steinkohlen=Gruben auf seinem Territorium. Die ersten liegen ungenutzt, seit die Gelbgiessereien sich von hier weg nach dem nahen Stollberg gezogen haben. Die Stein=kohlen=Gruben sind der Stadt von großem Nutzen. Die Kohlen sind feuerreich, dabei ohne allen Schwefel. Eine Sonderbarkeit, die sich nicht erklären läßt, da der Boden der ganzen hiesigen Gegend von Schwefel geschwängert ist. Dabei sind sie so wohlfeil, daß sie dem Einwohner, vor seine Thüre gebracht, kaum auf einen halben Dukaten das 100 Pfund zu stehen kom=men. Diese Feurung giebt viel Asche, die der um=herwohnende Landmann zu Dünger auf seinen Wiesen gebraucht, und die solchen eine fette Nahrung giebt.

Trotz allen diesen Vorzügen ist, wie oben erhellt, das Stadt=Aerarium zum höchsten verschuldet. Unter den Einwohnern giebt es wenig Reiche, nicht viel Wohlhabende, und um so viel mehr Arme. Diese Unglücklichen durchwandern haufenweise die Gassen der Stadt. Alle Thore, Landstraßen, Spatziergänge, jeder Pfad ist von ihnen besetzt. Für sie gesorgt wird durchaus nicht. Die, welche durch die Arbeit dieser Elenden reich geworden sind, werfen ihnen kaum die

Bro=

Brosamen zu, die von ihren Tischen fallen. Dergleichen schreiende Mißverhältnisse unter den Menschen, die alle aus einer Hand hervorgingen, von einer gemeinschaftlichen Mutter gebohren sind, äzten meine wenige Theilnahme am Leben völlig weg. Sie demüthigen meinen schon schüchternen Verstand, schlagen mein armes Herz völlig danieder. Ich finde so viel Härte eines unerbittlichen Fatums, und solche unwiderlegbaren Zeugnisse gegen die Gerechtigkeit Gottes darin, daß dadurch der Vorhang vor meinem bereits umflorten Blicke immer dichter zugezogen wird, und ich mit David ausrufen möchte; « meine Seele ist betrübt bis in den Tod. »

So viel ich aus dem Verkehr mit dieser weitläuftigen Familie des Elends erfahren habe, lassen sich die Mitglieder in drei Klassen bringen.

Die erste enthält erkrankte und veralterte Fabrik-Arbeiter. Ein Scheerer, Karder und Kratzer, wird, ehe er zwanzig Jahr durch gearbeitet hat, steif, wie ein alter Hühnerhund, mit dem Unterschiede, daß dieser von seinem Herrn immer noch gepflegt und versorgt wird; da um jenen sich der Fabrikherr, sobald er untauglich zur Arbeit ist, nicht mehr bekümmert. Das Ausrecken bei dem Karden und Bürsten der in Rahmen gespannten Tücher; das Tragen und Verschleppen

schleppen großer Ballen nasser Tücher, ziehen ihm dieses Uebel unausweichbar zu. Einem Weber brechen die Beine vom steten Niederhängen gewöhnlich schon vor seinem vierzigsten Lebensjahre auf; mit funfzig ist er ein völliger Krüppel. Die Nadelschleifer werden alle schwindsüchtig. Der feine Eisenstaub zerfrißt die Lungen; selten bringt einer es bis funfzig, ohne schon hörbar dem Grabe entgegen zu keuchen. Allen diesen Menschen, die, während ihrer gesunden Tage, bei dem vollsten Fleiße, nichts als einen dürftigen Unterhalt für sich und die Ihrigen gewinnen können, bleibt, wenn Krankheit oder Alter sie zu fernern Arbeiten unfähig gemacht, nichts als der Hungertod oder der Bettelstab mit Weib und Kindern übrig. Für sie findet sich kein Spital, keine Armen-Aufnahme; eine schreiende Nothwendigkeit, an die man hier, wie es scheint, noch nie gedacht hat. Der Fabrikant, den die jetzt ermatteten Hände und der Schweiß der Armen bereicherte, dessen Reichthum die Gesundheit dieser Elenden eingezehrt hat, geht ungerührt vor ihnen vorüber, und der Invalide, mit dem harten Sinne seines alten Dienstherrn bekannt, bettelt ihn nicht einmal an.

Die zweite Klasse sind die Weiber und Kinder jener verarmten und erkrankten Fabrikleute; oder Wei-

ber und Kinder, welche sich selbst von ihrer Hände Arbeit bei den Fabriken genährt hatten, und, wenn diese feiern, ohne Unterhalt darben müssen. Die Tuchfabriken brauchen viele Weiber zu ihren Arbeiten. Diese müssen die Wolle plüsen, das Tuch noppen und basten. Plüsen ist die erste Arbeit, welche mit der Wolle vorgenommen wird; es heißt sie reinigen, entwirren, und locker machen. Noppen heißt, das gewalte, aber noch ungefärbte Tuch ebenen, und die Käntchen herausziehen. Unter Basten wird das Beisenheften an den völlig fertigen Tüchern verstanden. Die Kinder werden vorzüglich bei den Nadelfabriken gebraucht; sie schlagen in die Nadeln die Oehre mit einer Geschwindigkeit ein, die in Erstaunen setzt. Auch arbeiten die Kinder an den Kratzen, an welchen sie die feinen Drathhäckchen mit ungemein vieler Fertigkeit bevestigen. Wenn so eine Fabrik nun müßig wird, so haben Mutter und Kind kein Brodt; sie sind gezwungen, sich etwas zu erbetteln, denn keine andere Hülfe ist für sie da.

Die dritte Klasse sind Bettler und Bettlerinnen von Profession, die diesen Stand aus Faulheit ergriffen haben, oder zuerst von der Noth dazu gebracht wurden, und weiterhin aus Neigung dabei blieben. Diese raffiniren auf alle Art, um das Mitleid und die

Leicht=

Leichtgläubigkeit der Vorübergehenden zu brandschatzen. Ich habe Weiber gesehen, die in Lumpen gehüllt, oder vielmehr damit überhangen waren, so künstlich zerrissen und zerfetzt, daß das Auge überall durch Löcher sah. Ein alter Kriegsknecht stieß uns täglich auf, in einen Schaafpelz gewickelt, der über und über mit Fetzen von allerlei Rauchwerk und Fellen überflickt und besetzt war. Andere suchen durch den Weg der Andacht und der Religion den gläubigen Seelen etwas abzugewinnen; und ich habe bemerkt, daß diese sich in ihren Hoffnungen nicht verrechnet haben, und sich wohl mit am besten standen. So sitzt einer an einer ziemlich besuchten Gasse, in einer transportablen Hütte, mit verschlossenen Augen, den Rosenkranz in den Händen, und dabei ein unaufhörliches Ave Maria lispelnd. Er bekam fast von allen vorübergehenden Weibern Almosen, und an Sonn- und Feiertagen wurden ihm von mehreren Seiten recht gute Gerichte zugebracht. Vor der Urseliner Kirche kniet eine Frau, in schwarze Lumpen gehüllt, mit einem hölzernen Napf in den Händen, mitten in der vorüberfließenden Gosse. Auf dem Wege nach Burscheid liegt ein Mensch in dem tiefsten Koth, und schreit ein unaufhörliches Vater-Unser. Auf meine Frage: « warum er sich nicht auf den nahen Grasfleck lege," antwortete er: « Das

Mitleid

Mitleid unter den Menschen ist so wenig; ich denke, daß es noch bei diesem und jenem rege wird, wenn ich so im Kothe liege, und dadurch des Gebers Sünden mit abbüße." Auf meine Frage: wie viel er wohl an einem recht einträglichen Tage erhielte? erwiederte er: „Zu zwei Pfund Brod und einem Maaß Bier." Ich both doppelte Portion für heute, wenn er sich aus dem Schmutz auf das Trockne legen wollte. Er schlug es ab. „Denn möchte ich für die Zukunft die wenigen Kunden verliehren, die nun einmal durch mein Elend erweicht sind." Zu Hause wollte er sogleich gehen, wenn ich ihm auch nur zu einem Maaß Bier geben wollte; „dann," fügte er hinzu, „wird man glauben, ich sei erkrankt." Zu meinem Unruhme muß ich gestehen, ich schloß diesen leichten Handel nicht. Die Verkehrtheit der Geber verdroß mich. Ich mochte so einer widersinnigen Art, die Dinge anzusehen, durch meinen Beitritt keinen Vorschub leisten.

Nichts ist indessen kläglicher, als das Jammergeschrei der Kinder, die sich paarweise durch die Gassen schleppen. Sie bethen nicht, sie betteln nicht, sie wimmern und wehklagen vor Frost und Hunger, daß man selbst darüber vergehen möchte. Ich bin mehrmalen ihrer drei mit einander begegnet, die zusammen keine zwölf Jahre hatten. Das Aelteste, etwa sechs

Jahr

Jahr alt, schleppte das Jüngste auf dem Rücken; das Dritte kroch beiher. Des Abends liegen diese armen Würmer auf den Thürschwellen, und weinen so bitterlich, als wollten sie ihr Lager aufweichen. Hier ist wahre, höchste Noth; das Elend haust hier wüthend, gleich dem fünften Engel in der Offenbarung. Ich hatte mehrmalen Lust, dem Chor, welches die in Bäume und Pflanzen verwandelten Gefährten des Ulysses in der Oper Circe, von Alexandrini componirt, singen, folgenden Text aus dem Hiob unterzulegen:

« Warum bin ich nicht gestorben vom Mutter-
« leibe an? warum bin ich nicht umkommen, da ich
« zur Welt kam? »

« Warum hat man mich auf den Schooß gesetzt?
« warum bin ich mit Brüsten gesäugt? »

« So läge ich doch nun und wäre stille, schliefe
« und hätte Ruhe. »

Diesen Text nach jener Musik müßten mir ein Dutzend armer Kinder singen lernen; mit diesem Gesange vor die Thüren der Fabrikanten gehen. Freilich würden nicht alle gerührt werden, — denn Aachner Fabrikanten-Nerven sind keine Menschen-Nerven mehr, — einige aber würden mit Gewalt an ihre Menschlichkeit erinnert werden.

Aber

Aber verlassen wir diese Scenen des menschlichen Elends, und wenden uns zur Verfassung der Stadt.

Hierunter kann wohl nur diejenige Regierungsform von Aachen verstanden werden, deren es als freie Reichsstadt, vor der Besitznehmung der Neufranken, genoß; denn jetzt ist die Stadt municipalisirt.

Aachen rühmte sich damals einer höchst demokratischen Verfassung. Dieses mag auch wohl der Fall bei ihrer ersten Entstehung, und den Absichten der Gründer dieser Verfassung gewesen seyn; aber in der Wirklichkeit, in der Anwendung war die Stadt es nie. Der Rath übte, vorzüglich in den letzten Jahrhunderten, eine usurpirte Gewalt, im höchsten Sinne des Aristokratismus, aus; und die verlohrne Freiheit, welcher der Aachner jetzt so nachseufzt, währte höchstens vier und zwanzig Stunden jedes Jahr. Dies war der sogenannte Wahltag des neuen Raths.

Um zu einer deutlichen Vorstellung, sowohl von der eigentlichen Regiments-Verfassung, als von der Usurpation und der gemißbrauchten Handhabung, welche der Aachner Senat sich seit Jahrhunderten bis zu unsern Zeiten damit erlaubt hat, zu gelangen, ist es nöthig, bis 1450 zurückzugehen; in welchem Jahre ein Vertrag zwischen Rath und Bürgern errichtet ward, der als eigentliche Grundverfassung der Stadt,

seit

seit der Zeit hätte gelten sollen. Er führt den Namen Gaffel-Brief. *) Bis zur Errichtung dieses Grundgesetzes ward die Stadt von einem Erb-Rathe regiert. Alle Rathsstellen und sonstige Stadtdienste gehörten ihrem Inhaber für seine Lebensdauer. Durch jenen Gaffelbrief ward vestgesetzt: „daß der Rath alle Jahre zur Hälfte abdanken, und von den Zünften neu erwählt werden sollte. Eben so sollte es mit den Beamten der Stadt gehalten werden." Diese gute Ein-

*) Eine sonderbare Benennung, über deren Abstammung ich in Aachen vergeblich herumgefragt habe. Indessen irrt man wohl nicht, wenn man solche von der Form einer Gabel ableitet. (Gabel, schwedisch und dänisch Gaffel) So wie diese drei und mehrere Zacken hat, so enthält eine Gaffel drei Zünfte; Spliesen genannt. (Englisch, Splice, Splinte, Einfuge, auch Heftnadel.) Diese Zünfte sind nicht mit den Handwerks-Zünften zu verwechseln; es sind Corporationen, die aus einem Stadt-Distrikt, aus Privat-Gesellschaften, und sonstigen Zusammengesellungen entstanden sind und bestehen. Bei der Errichtung jenes Gaffel-Briefes waren die Einwohner der Stadt in eilf Gaffeln vertheilt. Diese waren: der neue Stern, Werkmeister Leuwe, Bock, schwarze Ahr, Prat-Ort, Becker, Brauer, Fleischhauer, Ebder, alte Stern, und Schmiede-Gaffel. Einige hiervon, als: der alte Stern, schwarze Ahr, und Prat-Ort sind eingegangen. Dafür sind andere hinzugekommen, als: Die Neumänner, aus welcher die ersten Stadt-Bedienungen besetzt werden. Die Zimmerleute,

Einrichtung bestand aber nur bis ins Jahr 1477, da der Rath wieder Mittel und Wege fand, sich ständig zu machen. Ein allgemeiner Aufstand im Jahr 1513 nöthigte indessen den Magistrat, jenen Gaffelbrief von 1450 aufs neue wieder anzuerkennen, und sich seinem Inhalt gemäß zu fügen. Die Hauptpunkte dieses Inhalts sind: «daß in einem jeden zukünftigen Jahre, am Johannistage, die Hälfte des Magistrats abdanken, und von den Zünften und aus ihrer Mitte die neuen Raths-

leute, diese hat vier Spliesen, welche aus den Tischleen, Steinhauern, Bleideckern, und Zimmerleuten bestehen. Die Kirschner, Schuster, Schneider, Krämer, Kupferschläger, Rothgerber. So daß die Stadt jetzt in vierzehn Gaffeln, jetzt Zünfte genannt, eingetheilt ist. Die Stern-Zunft begreift die Adelichen; die Bock-Zunft die Gelehrten der Stadt in sich. Beide Benennungen schreiben sich von den Schildern her, welche die Häuser führten, in denen sich jene Stände zuerst versammleten. Die Benennung Werkmeister Leuwe, kommt von dem Versammlungs-Orte der Wollenweber, und anderer Zeug- und Werkmeister her, die sich anfänglich, wie alle andern Zünfte, am Johannistage zur Wahl eines neuen Raths, in einer Leuwe, Laube, versammleten. Prats-Ort ist ein freier Platz in der Gegend des Prats- oder Brocken-Thors. Schwarze Ahr, oder Acker, rührt von den Gärtnern her, die ein an der Stadtmauer gränzendes Stück Land, schwarzes Feld oder Acker genannt, bebauen.

Rathsglieder wieder erwählt werden sollen. So soll es auch mit den Rent- Wein- und Baumeistern gehalten werden. Alle Vierteljahre soll der Rath und die Beamten vor den versammleten Zünften von der Einnahme und Ausgabe der Stadt-Gefälle Rechnung ablegen. Zu den Privilegien und dem Stadt-Siegel soll der große Rath (Zunft-Rath) die Schlüssel haben. Nichts kann vom Stadt-Eigenthum verkauft oder versetzt werden, so wenig als für Rechnung der Stadt Schulden contrahirt werden dürfen, ohne daß der große Rath seine Einwilligung dazu giebt. Bei Nothsachen, und andern unaufschiebbaren wichtigen Vorfällen soll der Rath aus jeder Zunft Deputirte aus dem Zunft Rath zu sich fordern, und ohne deren Gutheißen in solchen Dingen nichts vornehmen, und noch weniger abmachen."

Diese Grundzüge der alten Aachner Regierungsform tragen ganz das Gepräge der bürgerlichen Freiheit. Man hätte glauben sollen, daß in einem kleinen Staate, in welchem die Anrechte des Menschen, durch so bündige Verträge zwischen seinen Bewohnern geheiligt wären, es der Alleinherrschaft unmöglich werden müßte, Fuß zu fassen. Nichts desto weniger hat Aachen vor wie nach jenem Vertrage, fast unausgesetzt unter dem schmählichsten Bürger-Aristokratismus geseufzt.

seufzt. Ja, Nürnberg ausgenommen, giebt es keine deutsche freie Reichsstadt, in welcher bürgerliche Arroganz, Familien-Despotismus, und der eigenmächtigste Einzelwille so gethront und so unumschränkt das Ruder geführt hätten, als in Aachen.

Die arglosen Altvordern, welche den regiersüchtigen Senat durch jenen Vertrag gefesselt hielten, glaubten dem Enkel seine gesetzliche Freiheit und Bürgerrechte hinreichend angesichert zu haben, wenn sie jenen Vertrag von denen beeidigen ließen, gegen deren Eigengewalt und Herrschsucht er errichtet war. Sie hielten diesen schwachen Damm für hinreichend, einen Strom abzuwehren, dessen Ufer nie zu vorsichtig eingeengt seyn können. Wie sehr sich jene braven Alten in ihren Voraussetzungen geirrt haben, das hat die lange Zeitfolge von mehr als zwei Jahrhunderten sattsam genug erwiesen.

Kaum war der erste Rath, nach der Errichtung jenes Bürger-Vereins, erwählt, als solcher auch schon alle Mittel anwandte, sich in seiner neuen Würde für die Dauer seiner Lebenszeit zu behaupten. Da er hierüber bald mit seinem Gewissen einig ward, so fand er sehr leicht die Hülfsquellen zu der Ausführung in der weitern Gewalt, welche die Bürger zu unvorsichtig und zu verschwenderisch seinen Händen überlassen hatten.

ten. Auf einer andern Seite boten die dürftigen Umstände der niedern Volksklasse, welche in Aachen, als einer Fabrikstadt, immer zahlreich gewesen ist, ein weites Feld für Erkaufungen und schnöde Werbungen dar. Die zu harmlosen Gründer jenes Vertrages hatten dem ansehnlichern, vermögenden Theil ihrer Mitbürger, eine demselben fremde Rechtlichkeit zugetraut; und ihren geringern, unbegütertern Nachkommen eine zu unerschütterliche Vesthaltung und unbestechbare Liebe zu der Freiheit ihres Vaterlandes angewähnt; sonst würden sie jenen nicht so viele Mittel zur Erkaufung dieser gelassen haben; und von diesen würden sie wenigstens diejenigen von der Gesetzgebung ausgeschlossen haben, welche der Hunger oder sonstiger Druck des Schicksals zu Abhänglingen von andern macht, unt zwingt, ihre Stimmen und ihren nackten Patriotismus an den Meistbietenden zu verfeilschen.

Dadurch, daß dem Magistrate, und in diesem den Bürgermeistern, das Vorrecht eingeräumt ist, die Aemter und Stadtdienste, bis auf die wenigen obengenannten Ausnahmen, zu vergeben, hat man denselben zugleich das Vorrecht zugestanden, über eine Menge Wahlstimmen zu schalten, die sie bei jeder neuen Wahl zu ihrem Vortheil benutzen. Alles was der Bürgermeister in der Art erschafft: Stadtdiener,

Thorschreiber, Nachtwächter, Stadtsoldaten, *) ja alle diejenigen, welche Anwartschaft oder Hoffnung zur Anwartschaft auf irgend eine Stelle im Staate erhalten oder behalten wollten, mußten dem Bürgermeister ihre Stimmen zur Disposition lassen.

Ein anderer Weg, auf welchem der Regiersüchtige zu einer Menge Wahlstimmen gelangen konnte, war der wohlfeile Preis, um den so mancher dieses kostbare Vorrecht hingab, indem sich eine große Anzahl Bettler unter den Wahlmännern fanden, da alles, was Bürger war, Wahlrecht hatte, und es, um Aachner Bürger zu werden, nichts weiter bedurfte, als in der Stadt gebohren, oder mit einer Aachnerin verheirathet zu seyn. Bloß Ausländer zahlen bei der Annahme Bürgergeld.

Da

*) In spätern Zeiten haben die Aachner diesem Uebel abhelfen wollen, da sie in einer im Jahr 1786 dem Rathe übergebenen Schrift auch darauf antrugen: "daß man auch "denen in städtischer Arbeit, Besoldung, Eid und Pflicht "stehenden Leuten, denen Accis-Pächtern und Stadt-"Livreen Tragenden, bei den gewöhnlichen Zunft-Wahlen, "nichts mehr gestatte, als was zufolge kaiserlichen Privi-"legien, denen reichsstädtischen Verordnungen, und un-"serer althergebrachten democratischen Regierungsform "angemessen und zuträglich ist."

Da auf diese Weise die jedesmaligen Häupter einer regierenden Partei, auf so vielen wohlfeilen Wegen, die Herren der Stimmen eines großen Theils der Wählenden werden konnten, so ward es ihnen leicht, die geringe Zahl, welche ihnen noch an der Majorität gebrach, durch alle noch übrige lasterhafte Mittel, welche einer gewissenlosen Regierung immer zu Gebothe stehen, zusammen zu bringen. Familien-Anhang, gemeinschaftliche Plünderungen der Staats-Mittel, Defraudationen aller Art, Connivirung, Nachsicht, Begünstigung des Raubes, des Unrechts, der Unterdrückung, und alles, was ein nur halbsittlicher Mensch aus dem Gebiete seiner Moral verbannt, übten diese stolzen Demagogen mit einer Unverschämtheit, die keine Rücksichten kannte, und nicht selten die Gränzen der Frechheit selbst überstieg.

Ich habe Urkunden und Actenstücke vor mir liegen, aus welchen erhellt, daß die Bürgermeister arme, für unbedeutende Schulden verhaftet gewesene, Bürger haben schliessen lassen, bis daß solche ihnen ihre Stimmen zur nächsten Wahl angeloben mußten. Andere, von deren Opposition man gewiß war, wurden von ihren bestochenen Bekannten gegen die Wahlzeit in Wirthshäuser gelockt, und dort so

 bezecht,

bezecht, daß sie die Wahlzeit vergassen und verschliefen. *)

Das war die seit mehrern Jahrhunderten adoptirte Verfahrungsart, durch welche die Grundverfassung der Stadt, die da fodert, daß keiner zwei Jahre hinter einander im Rathe bleibt, verhöhnt und geäfft ward. Zwanzig, dreissig Jahre hintereinander ist Aachen von einem Manne despotisirt worden. Er ließ sich das erste Jahr zum Bürgermeister wählen; das

*) Um diese auffallenden, unglaublich scheinenden Angaben zu bewahrheiten, setze ich hier eine Stelle aus den im Jahre 1786 dem Rath übergebenen Bürger-Beschwerden her:

"O! möchten wir nur einmal den glücklichen Tag erleben, daß so viele arme Bürger vor dem Throne des allerhöchsten Reichs-Oberhaupts knien und ohne Scheu reden dürften, wie einem das Armengeld, dem andern die Arbeit, dem dritten der Soldaten-Rock genommen wurde, weil er auf die nicht stimmte, so im Besitze zu seyn glaubten, im Rathe angestellt zu werden. Wenn der löbliche Magistrat das Mäkelei heißt, wenn der freie Bürger andere zu Rathe darstellen will, als die, so durch Bürgermeister Begünstigung sich schier ein Recht dazu erworben zu haben glauben, nun so ist die bürgermeisterliche Auskunft ganz recht. Aber wo bleibt denn die Wahlfreiheit? Es ist freilich nicht recht, daß der Beutel zur Stimmen-Werbung geöffnet werde, besonders wenn es Männer thun, die bescheidner mit dem Gelde das zahlten, was sie dem Staate schuldig sind."

Und

das zweite Jahr mußte man denjenigen nehmen, welchen er ernannte, und durch welchen er nach wie vor regierte. Das dritte Jahr war er selbst wieder Bürgermeister, und so ging es fort, bis der Tod die Stadt von ihrem Erbherrn befreite, oder es der Gegenpartei durch überbietende Mittel gelang, die alte Partei zu verdrängen. Diese setzte dann jenen unwürdigen Handel und die schamlosen Practiken fort, um sich wieder in der Regierung der Stadt zu verewigen. Ja

zuweilen

Und in einer andern Einlage der Bürger heißt es:

"Daß die Bürgermeister Diener vor den Wahlen nicht mehr von Haus zu Haus herumgehen, und denen furchtsamen Bürgern von Obrigkeits wegen ankündigen, an welche Leute sie ihre Stimmen, mit Ausschliessung anderer braven Bürger, zu geben haben, und unsre Wahlfreiheit demnächst so constitutionswidrig niemals mehr untergraben werden möge. — Daß man den Militairstand, die Stadt-Officianten, die Thorschreiber und Thorwächter, und überhaupt die große Menge Menschen, welche in städtischer Arbeit, Besoldung, Eid und Pflichten stehen, nicht mehr durch Drohungen, oder andre unerlaubte, unsre Freiheit ganz zerstörende, Mittel zwänge, auf diese oder jene Seite zu stimmen. — Wodurch zuletzt ein gar unerträglicher, allen Gutgesinnten verhaßter, Despotismus, und die oberste Gewalt eines einzigen Privatmannes zerfallen, dergestalt, daß die Rathsherren nichts mehr seyn, als unbedeutende Zuschauer eines Alleinherrschers, und die stummen Schattenbilder verschwundener Freiheit."

zuweilen verglichen sich wohl auch zwei hadernde Parteien, und theilten sich in die Herrschaft der Stadt. So ein Vergleich ward im Jahr 1732 geschlossen, nach welchem die Raths- und Beamtenstellen jährlich zu gleicher Hälfte, aus contrahirenden Parteien erwählt, und die Chefs im Bürgermeisterthum jährlich alterniren sollten. Dieses usurpirende Bündniß bestand bis 1756. Von dergleichen Bürgermeister-Regentschaften kommt die in der That lächerliche Zeitrechnung der Aachner her. Wie die Franzosen ein Siecle de Louis XIV. und Louis XV. haben, so hört man hier von der Regierung des Bürgermeister Kars, Lenneaux u. a. reden.

Das Lächerliche abgerechnet, macht dies noch einen sehr abgeschmackten Kontrast mit der gerühmten Bürgerfreiheit.

Man wird sich nach dem Bisherigen wohl einen ziemlich richtigen Begriff machen können, wie ein Staat regiert ward, dessen Verwalter auf jene Weise den Zügel ergriffen hatten. Da sie den dafür gemachten Aufwand als eine vorausbezahlte lebenswierige Pacht, und die Stadt als ihr wohl erworbenes Eigenthum ansahen, so ravagierten sie die Güter des Staats wie feindliche Marodeurs, und lasen die Garben des Stadt-Aerariums, für ihre weiten Scheuren, bis auf

die

die Stoppeln ab. Die Gerechtigkeit, von so gewissenlosen Vollstreckern gehandhabt, war öffentlich gehöhnt. Die untergeordneten Spießgesellen dieser Gewalthaber erlaubten sich jede Unterdrückung, jedes Unrecht, und jeden Unfug, der sich ihnen zur möglichen Ausübung darbot. Im Vertrauen auf die Connivirung und die Nachsicht der ausübenden Gewalt, handelten diese untreuen Beamten mit einer zügellosen Habgier, über welche die Unverschämtheit selbst hätte schamroth werden müssen. Alles Unerlaubte war erlaubt; und nichts galt mehr für Schande in dieser unsittlichen Stadt. Die Ehrlichkeit allein sah schüchtern, gieng einsam, und fand sich überall isolirt und verachtet. Das Sitten-Verderben der Art war so allgemein, daß wenige sich einander etwas vorzuwerfen hatten.

Welch eine Wirkung mußte diese Denkart, diese Handlungsweise, auf die Bildung der heranwachsenden Jugend hervorbringen! Welch eine Erziehung, des Geistes und des Herzens, erwartete den in Aachen gebohrnen Menschen unter solchen Umständen! Welche unreine Grundsätze mußten in ihm emporkriechen, da die Handlungen seiner Vorsteher und seiner Eltern so unsittlicher Art waren! In den höhern Ständen herrscht der unwissendste Stolz, und die stolzeste Unwissenheit.

wissenheit. Selbstsucht, platte, grobe Selbstsucht, war das Triebrad aller ihrer Handlungen. Herrschsucht, und das eigennützigste Interesse, waren die Spindeln, um welche sich das ganze werthlose Leben so eines bürgerlichen Aristocraten drehte.

Die niedern Stände folgten dem Beispiel der höhern auf jeden, für sie offenen, Pfad. Die unter ihnen herrschende Dürftigkeit diente der schnöden Verkaufbarkeit, der sie sich preis gaben, einigermaßen zur Entschuldigung. Ihre Feilbarkeit erstreckte sich bis zu den verworfensten, feindseeligsten Handlungen. Zu falschen Zeugnissen, falschen Eiden; zu den gottlosesten Bubenstücken liessen diese armen Sünder sich brauchen. Von ihrer unmoralischen Obrigkeit angeführt und aufgemuntert, ward ihnen das Boshafteste leicht und ausführbar.

Hier ließe sich manches zum Lobe der katholischen Religion, und insonderheit für die so sehr verschrieene Ohrenbeichte, anführen. Ich habe Actenstücke vor mir liegen, die da beurkunden, daß falsche Zeugnisse und Eide, gegen die Oppositions- und für die herrschende Partei abgelegt, zurückgenommen wurden, weil der Pater Beichtiger das sündige Beichtkind nur unter der Bedingung absolviren wollte. Wir verschreien die Ohrenbeichte, und halten sie für einen Dolch

Dolch in der Hand des Pfaffen, wodurch er das sittliche Leben des gemeinen Katholiken tödtet. Möchten doch die aufgeklärten Protestanten, die alles, was der Macht des Priesterthums einigen Vorschub thun kann, augenblicklich ausrotten und verbannen wollen, den ganzen unsittlichen Charakter des abergläubischen Katholiken kennen! Sie würden nicht so schnell über eine Einrichtung absprechen, die, bei dem religiösen und politischen Zustande, worin sich ein großer Theil der sogenannten christlichen Welt dermalen befindet, von großem Nutzen gewesen und noch ist. Zumahl, wenn wir uns das Vorurtheil vergehen lassen, daß jeder Mönch, jeder Priester, jeder katholische Geistliche, durchaus ein eingefleischter Anhänger des Papismus, und ein thätiger Beförderer der hierarchischen Gewalt seyn müsse. Der wahre Geist des Christenthums ist weder den Protestanten noch den Katholiken ausschließlich eigen. Wessen Religion praktisch ist, der kümmert sich nicht um die Theorie seiner Priester, der er immer nur mit dem Munde höchstens zugethan ist. Ein Pater kann ein sehr guter Christ seyn, und mancher Superintendent ist es nicht.

In Aachen nagte indeß das fressendste Verderben von Oben und Unten an der Moralität seiner Bewohner; und nur ein sehr geringer Theil erhielt sich in der

Mitte

Mitte unverpestet und unverdorben. Neid, Verläumdung, Lügen, Falschheit, eitler Stolz, dummer Dünkel, Habsucht, Eigennutz, Betrug, Raub, Diebstahl, mit dem ganzen Gefolge dieser kleinlichen, niedren Laster, schienen das Indigenatrecht in Aachen gewonnen zu haben, und der Hader, die Zwietracht, die pöbelhaftesten Neckereien tobten von Jahr zu Jahr lauter und allgemeiner durch die zerrüttete Stadt.

Endlich brach diese Gährung im Jahre 1786 in Thätlichkeit und offene Fehde aus. Eine Partei Oligarchen hatte die Stadt seit mehrern Jahrern beherrscht. An ihrer Spitze stand der Bürgermeister Druven, ein herrschsüchtiger Mann, dem man übrigens das Lob eines guten Rechtsgelehrten beilegt. Der unterliegenden Partei fehlte es an Mitteln, die herrschende aus dem Sattel zu heben. Dieses fand sich in der Person des Schöffen Lonneux, eines bemittelten, eigennützigen Mannes, der in den Vorspiegelungen, die man ihm machte, ein Mittel sah, seine Wohlhabenheit in Reichthum zu verwandeln. Vorzüglich bequem dazu schien ihm das Privilegium des Hazardspiels, welches seine Partei ihm als Eigenthum angeloben mußte; das jetzt verpachtet war, und seinen Inhaber bereicherte. Lonneux verwandte auf die Mäkelei — so nannte man das dem Wahltage vor-

vorhergehende Wirken und Erhandeln der Stimmen — zur neuen Wahl in jenem Jahre, den größten Theil seines in achtzig tausend Thalern bestehenden Vermögens; ohne die Mehrheit der Stimmen zu gewinnen. Zwischen den Rathsgliedern von seiner Partei, und der auf dem Markte versammleten Menge, war die Verabredung getroffen, daß im Fall bei der Wahl die Majora für die alte Partei ausfielen, einer von der Opposition am Rathhausfenster erscheinen, und dem versammleten Haufen das Angriffszeichen geben sollte. Es heißt, der Bauherr Crome habe sich zu diesem Signale hergegeben. Sogleich stürzte das Volk ins Rathhaus, und jagte den bisherigen Rath ziemlich unsanft von dannen. Die Hauptstürmer waren die sogenannten Klingelmänner. Der gehäßigste Theil des alten Raths floh aus der Stadt. Die Nachgebliebenen, und die von der Opposition, ernannten neue Rathsglieder, und übernahmen die Regierung der Stadt. Ihr Regiment war von kurzer Dauer. Eine Commission des Nieder-Rheinschen Kreises erschien; unter ihr befand sich der Geheime Rath von Dohm. Dieser entwarf für die Stadt, nachdem die Commission bereits einige Jahre darin gewohnt hatte, eine neue Verfassung, bei der die alte indessen zum Grunde gelegt war. Aus diesem Entwurf, der in der That sehr

heil-

heilsame Verbesserungen enthält, leuchtet ein ungemein guter Wille des Verfassers hervor. Aber die Form davon ist zum großen Theil sehr verfehlt. Das Ganze gleicht mehr einem Schul-Reglemente, oder Logen-Gesetzen, als der Constitution eines Staats. Kleinliche Vorschriften und Pedantereien sind in diesen, einen sehr ernsthaften Zank habenden, Entwurf reichlich verwebt; wovon hier nur einiges zum Beweise stehen mag:

«Der constitutionsmäßig bestellte Rath ist heilig «und unverletzlich.»

Wie einer dadurch zum Heiligen erhoben werden kann, daß er Mitglied des Aachner Senats ist, bleibt für mich ungeoffenbart. Es giebt nur Ein Mittel, wodurch der Mensch allenfalls auf den Weg zur Heiligkeit kommen, aber nicht heilig werden kann. Dies besteht in dem unausgesetzten Streben, als vernünftiges Wesen fortzuschreiten. Ein Geschäfte, mit dem der Aachner Senat bisher sich sehr wenig befaßt hat.

Unverletzlich kann der Senat nur bis zu einem gewissen Grad gegen das Donnerwetter durch Blitzableiter, und gegen das Blattergift durch Einimpfung gemacht werden. Zur Unverletzbarbarkeit an unserer moralischen und bürgerlichen Ehre

Ehre können wir nur durch die Erringung eigener sittlicher Würde gelangen.

« Jeder Bürger ist dem Rathe Ehrerbietung und » Gehorsam, und jedem constitutionsmäßig bestellten « Beamten, Achtung und Folgeleistung schuldig. »

Was heißt, worin besteht Ehrerbietung? Wer soll den Grad und die Art bestimmen? Der, welcher sie zu fodern, oder der, welcher sie darzubringen hat? Der Knittelmann, und der Domherr — sollen sie ihre Ehrerbietung auf gleiche Art äussern?

Achtung — läßt sich diese anbefehlen? Die kann doch wohl nur von einem achtbaren Manne durch sein sittliches Handeln erzwungen, und von einem für moralische Würde sinntragenden Menschen geleistet werden.

« Wer Almosen erhält, es sei mit oder ohne Schuld, « ist unfähig, Bürger zu seyn. »

Hart, sehr hart in einer Fabrikstadt, wo so viele Weber, Spinner, Handarbeiter rc. rc. Bürger sind; deren Nahrung von ihrer Arbeit, und diese von tausend Zufälligkeiten abhängt, die alle ausser ihrer Gewalt liegen; und durch welche sie in periodische Lagen versetzt werden können, die durchaus Unterstützung heischen. Ein anderes

ist

ist Bürger seyn; ein anderes, Wahlrechte haben. Man lasse Niemanden, der Almosen bedarf, oder erhalten hat, das Stimmrecht; aber man entbürgere ihn nicht, weil er arm ist.

«Die legale Beraubung des Bürgerrechts wird «durch die Zeitung bekannt gemacht. Der rechtschaffene Bürger fürchtet nichts mehr, als diese «Schande, die höchste, die ihn treffen kann.»

Soll denn der rechtschaffene Bürger von Staats wegen etwas zu fürchten haben? Der in der That rechtschaffene Bürger fürchtet nichts. Die Rechtschaffenheit kann nicht geschändet werden. Wer einen Versuch macht, sie zu schänden, den schändet sein Versuch.

«Jeden biedern Patrioten — und nur dieser muß «Rathsherr seyn.»

Leicht gesagt, aber wie auszuführen? Und was nicht ausführbar ist, müßte doch wohl in einer Regiments-Verfassung nicht so bestimmt und platt vorgeschrieben werden.

«Wer einen Rathsherren beleidigt, hat doppelte «Strafe verwirkt. Wer ihn in seinem Amte beleidigt, hat ein Vergehen gegen den Staat be«gangen.»

Das

Das Letztere liesse sich wohl aus politischen Gründen vertheidigen. Das Erstere ist in einem Freistaate um funfzig Procent zu hart, und durchaus ungerecht.

„Die Rathsherren erscheinen in anständiger Klei-
„dung, und nach altem Gebrauch, mit einem Man-
„tel, der zur Unterscheidung bei den Gliedern des
„sitzenden Raths blau, bei denen des ruhenden roth
„seyn kann.“

Warum der Verfasser, als ein Preuße, die beiden Hauptfarben seines vaterländischen Militairs wählte, läßt sich allenfalls erklären; aber anpassender wäre es doch gewesen, wenn der ruhende blau, der sitzende roth gehabt hätte. Blau sieht ruhiger aus als roth. Will man sich mit dergleichen Kleinigkeiten in einer Constitution befassen, so handle man wenigstens nicht gegen die Verträglichkeit der Dinge, und die Foderungen eines gereinigten Geschmacks.

„Könnte bei einem der Bürger-Vertreter ja einer
„der Fälle eintreten, die den Verlust des Bürgerrechts
„auch nur auf eine Zeitlang bewirken, (die Vorse-
„hung wolle den Bürger-Ausschuß nie diesen Trauer-
„fall erleben lassen!)“

Es

So ein frommer erfolgloser Wunsch macht in der Verfassung eines Staats eine gar alberne Miene.

«Der Sohn eines verstoßenen Bürger-Vertreters, «der zu der Zeit, wie den Vater dieses Unglück traf, «das dreizehnte Jahr überschritten hat, ist nicht «fähig, Rathsherr, Beamter, Zunft-Pfleger, noch «Bürger-Vertreter zu werden.»

Eine schreiende Ungerechtigkeit! Dieser Paragraph ist ganz im Sinne der mosaischen Gesetzgebung.

«Wenn alle zünftige Bürger-Stimmen einem ver«storbenen Bürger-Vertreter einstimmig den Bürger«Dank zuerkennen, so veranlaßt dieses den Bürger«Ausschuß, von Kaiserl. Majestät für dessen nachge«bliebene Söhne den Adelstand zu erbitten.»

Ein unbürgerlicher, kleingeistiger Vorschlag. Er entkörpert des Verfassers ganze Demokratie, die er bei seiner Arbeit zu Grunde gelegt haben will. Seine Huldigung, die er der wahren Freiheit in der Vorrede darbringt, ist also nicht aufrichtig, es war blosse Grimasse, oder der Verfasser will auch den Mantel auf beiden Schultern tragen,

gen, und dem Wahlspruche, welchen er seinem Entwurf vorgedruckt hat:

> Ubi ad optima emergere non possumus, inter meliora subsistere fas est.

in aller Absicht gemäß handeln.

«Die alte gute Sitte, am ersten Maitage auf dem «mit jungen Maibäumen ausgeschmückten, vor ver«sammletem Rathe und mit Zulassung eines Jeden, «feierlichen Gottesdienst, und eine an den Rath über «seine Pflichten gerichtete Predigt halten zu lassen, «wird beibehalten, und diese Gelegenheit von einem «patriotischen Geistlichen genutzt werden, die Herzen «mit Liebe und Ehrfurcht für die Constitution zu be«leben.»

Welch eine Schul-Vorschrift in der Verfassung eines Staats! Welch eine schwache Stütze für einen Staat — eine Predigt! Hat die Verfassung, hat der Staat keine bessere Strebepfeiler, so lege er sich nur gleich in den Staub.

«Auch der Tag, an welchem diese verbesserte Con«stitution vollständig eingeführt worden, wird jährlich «als Volksfest gefeiert; auf das vielleicht schicklich «eine der Processionen mit Herumtragung Kaiser Karl «des Großen, und der unterscheidenden Zeichen der

"Zünfte verlegt würde, und wo denn die städtische
"Jugend mit körperlichen Spielen, im Beiseyn eini-
"ger Rathsherren, die Preise austheilen, sich belu-
"stigte."

Wahre Kindereien in der Grundverfassung eines Staats.

Doch, wie gesagt, diese Pedantereien und Schulformen abgerechnet, hat die Verfassung wesentliche Verbesserungen und sehr heilsame Zusätze erhalten. Dahin gehört besonders ein Bürger-Ausschuß, der aus vierzehn Mitgliedern bestehen, und über die Erfüllung der Gesetze wachen sollte. Er ist ganz dem Oberalten-Kollegio in Hamburg nachgebildet. Die zweite wesentliche Verbesserung ist die Verfügung, daß Niemand, der in der Stadt Diensten steht, oder irgend etwas vom Staate in der Pacht hat, weder zur Volkswahl fähig ist, noch in den Zünften bei den Wahlen und sonstigen Verhandlungen erscheinen darf.

Die herrschsüchtigen Parteien waren mit dem Entwurf dieser Verfassung nicht zufrieden. Sie arbeiteten gegen die Confirmation desselben beim Reichs-Kammergerichte. Dieses verwarf den Entwurf, und sandte unter dem 17ten Februar 1792 der Stadt eine

andere

andere Constitution zu, deren Einführung bis jetzt durch den Einmarsch der Franken in Aachen gehemmt ist. Da diese Verfassung indessen aller Wahrscheinlichkeit nach für die Zukunft die Grundverfassung der Stadt werden soll, im Fall Aachen wieder zum deutschen Reiche als freie Reichsstadt zurückkehrt, und solche ebenfalls nach dem Gaffelbriefe von 1450 eingerichtet ist, — welches denn sattsam beweist, wie Aachen seit der Zeit hätte regiert werden müssen; so mag der Inhalt dieser in petto ruhenden Constitution im Wesentlichsten hier stehen:

«Die zünftige Bürgerschaft besteht aus funfzehn Zünften. *) — Der große Rath theilt sich in den sitzenden und ruhenden; zu jedem wählt jede Zunft zwei Mitglieder aus ihrer Mitte. — Beide

 Räthe

*) Die funfzehnte Zunft ist die der Beerbten; sie ist durch diese Constitution hinzugekommen. Wer auf sein Eigenthum keine 1000 Thaler bezahlt, kann in diese Zunft nicht kommen, es sei denn, er beweise, daß er ein sonstiges sicheres Vermögen von 2000 Thalern besitze, und in diesem Fall muß er sich noch der Stimmenwahl der Zunft unterwerfen. Auch diese Idee ist aus der Hamburgischen Verfassung genommen, wo kein Bürger in der Bürgerschaft erscheinen kann, der nicht 1000 Rthlr. auf sein Erbe bezahlt, oder 2000 Rthlr. in einem auf dem Stadtgebiet liegenden Geschäfte stehen hat.

Räthe zusammen machen den grossen Rath aus. — Der sitzende Rath ist die das Regiment führende Obrigkeit. — Der ruhende wird in den oben beim Gaffelbrief von 1450 angeführten Fällen zugezogen. — Der sitzende Rath besorgt die täglichen Geschäfte durch den auf ein Jahr gewählten Bürgermeister. — Die Hälfte des Raths wird alle Jahr neu, folglich von jeder Zunft ein Mitglied gewählt. — Jede Zunft wählt zur Ersetzung zwei Mitglieder, unter diesen entscheidet das Loos, wer die vacante Rathsstelle annehmen soll. — Der ganze Rath besteht aus 84 Mitgliedern, unter welchen zwei ambirende und zwei abgestandene Bürgermeister sind. — Jedes Rathsglied vertritt seine Stelle vier Jahre; zwei im ruhenden, und zwei im sitzenden Rathe. — Beamte, Stadt-Officianten, Pächter, Tagelöhner, Bettler sind von der Rathswahl und dem Stimmenrechte ausgeschlossen. — Ein Rathsglied muß 30 Jahre alt seyn; Vater, Bruder, Sohn, Eidam, und weiblicher Schwager können nicht zugleich im Rathe sitzen. — Die Beamten sind auf Lebenslang. — Ein Rathsglied kann nicht zwei Jahre hintereinander zu Rathe gewählt werden. — Die Bürgermeister werden vom großen Rathe aus der Bürgerschaft und den Schöppen erwählt,

erwählt. — Nur der große Rath kann Verträge schliessen; die Stadt-Miliz mindern oder vermehren; Privilegien ertheilen; Stadt-Güter verkaufen; Geld verleihen; neue Auflagen machen 2c. 2c.

Dies ist der Haupt-Inhalt der Verfassung, nach welcher Aaachen regiert werden soll, wenn die Neufranken ihre Gränze nicht über die Maas ausdehnen.

Die Justizpflege wird in Aachen von verschiedenen Gerichten geübt.

Das Schöffen-Gericht, oder der hohe adeliche Schöffen-Stuhl genannt. Dieser besteht aus vierzehn Mitgliedern, von welchen zwei Schöffen Meister und Bürgermeister sind. Der Stuhl ersetzt seine Vacanzen durch Wahl aus den adelichen Angesessenen der Stadt und deren Gebiets. Es hängt in Civilsachen von den Prokuren ab, ob sie sich an den Stuhl oder an den Rath wenden wollen. Alle Erbschaftssachen, alle Vorfälle, wobei Fremde mit interessirt sind, gehören indessen unbedingt an den Stuhl. Von ihm kann nur nach Wetzlar appellirt werden. In vorigen Zeiten erkannten mehrere niederländische Städte, unter denen auch Nimwegen war, diesen Stuhl für ihr höchstes Gericht, und appellirten in letzter Instanz hieher.

Das

Das Werkmeister-Gericht besteht aus zwei Vorsitzern und vier und zwanzig Beisitzern. Vier Rechtsgelehrte abgerechnet, sind die übrigen Mitglieder Tuchhändler, Fabrikanten, Tuchscheerer und Färber. Sie wählen sich unter einander selbst. Vor dieses Gericht gehören alle Woll- und Tuch-Gebrechen, auch alle Privatstreitigkeiten der Tuchfabrikanten in erster Instanz.

Das Kühr-Gericht besteht aus dem ruhenden Bürgermeister, zwei Schöffen, zwei Werkmeistern, und den neun Kuhrstoffeln. *) Hieher gehören alle Injuriensachen zwischen Männern. Von diesem Gerichte findet keine Appellation statt.

Das Send-Gericht (von Synod, Synodal-Gericht) besteht aus einem Kardinal-Priester, den vier Stadt-Pfarrern, und sieben aus den Gelehrten und der Bürgerschaft erwählten Beisitzern. Ueber Ehe-

*) Kuhrstoffeln, hier auch Christoffeln genannt. Von Kühr, kühren: Wahl, wählen. Die lateinische Benennung des Gerichts ist Judicium electorium. Jene Wahl- oder Kührmänner geben dem Gerichte seinen Namen. Es sind die neun Haupttheile der neun Grafschaften oder Compagnien, in welche Aachen getheilt ist.

Ehe: Testaments: Gewissens: Sachen, Wucher und Ketzerei wird hier geurtheilt. Auch über allerlei Hader und Zank zwischen Weibern, und Mann und Weib. Die Hebammen der Stadt und ihres Gebiets müssen vor dem Send: Gerichte einen Eid schwören, der folgendermassen anfängt: „Alle die Tage, so lange ich eine Weise-Frau bin, soll ich meinen Herren Präsizen getreu und hold seyn; und alle die heimlichen Kinder, die in Queerspiel gemacht sind, die soll ich meinen Herren Präsizen und der heiligen Send ansagen."

Ein anderer Justizhof, die Voigt: Maierei genannt, ist ein völliger Staat im Staate, und schränkt die gerühmte Freiheit der Aachner nicht wenig ein. Diese ausübende Gewalt besteht in einem Voigt: Maier, den der Herzog von Jülich hersetzt. Er hat das Recht, in der Stadt Arrest, Verboth, Waarensperre rc. rc. anzulegen. Alles dieses ohne Zugeständniß des Magistrats in Herbergen, Wirthshäusern, Schenken, und auf offener Gasse. Er kann Fremde jedes Standes ohne Requisition des Magistrats annehmen. Die Gefangenen werden von des Voigt: Maiers Diener vor Gericht geführt. Die peinliche Frage kann ohne seine Zustimmung vom Rathe nicht vorgenommen werden. Er kann Juden Erlaubniß

ertheilen, in der Stadt zu wohnen. Alle öffentlichen Schauspiele, Seiltänzer, Quacksalber, Menagerien u. dgl. müssen des Voigt-Maiers Erlaubniß haben. Die vom Schöppen-Gericht Verurtheilten läßt der Voigt-Maier executiren. Ein von diesem Gerichte Verurtheilter kann nur vom Herzoge von Jülich begnadigt werden. Der Rath darf keine neue Münze prägen, er habe sich denn vorher mit dem Herzoge von Jülich über den Schlag-Schatz abgefunden. Die Güter eines sich in Aachen selbst entleibenden Fremden fallen dem Voigt-Maier und den Schöppen zu; Ersterer erhält davon zwei, Letztere ein Drittheil. Wollen die Verwandten des Entleibten ihn auf eine ehrliche Art begraben lassen, so müssen sie die Erlaubniß hierzu von dem Voigt-Maier erkaufen; der von der Kaufsumme den Schöffen ein Drittheil abgiebt. Kein Wundarzt darf eine Operation des Steins, Bruchs oder Krebses vornehmen, es sei denn, der Bürgermeister und Voigt-Maier haben solches erlaubt. Der Bürgermeister darf nur im Beiseyn des Voigt-Maiers Maaß und Gewicht der Handlung treibenden Bürger untersuchen; von den hierbei vorfallenden Brüchen erhält der Voigt-Maier die Hälfte. Alle peinliche Urtheile, vom Magistrat, Schöffen- und Kuhr-Gericht gefällt, werden vom Voigt-Meier vollstreckt. Fremde Delinquenten

werden

werden vor der Stadt öffentlich hingerichtet. Ein Bürger wird in einem Hofe im Rathhause executirt. Die Bürger werden von Raths Dienern vor den Rath; von des Voigt-Maiers Diener vor den Schöffenstuhl geladen. Der Rath muß jedem Schöffen, dessen Wittwe, und des Voigt-Maiers Wittwe, sechs Klafter Brennholz und einen Zuckerhut, 5 bis 6 Pfund schwer, alle Weihnacht Abend zum Geschenk machen. Eine Aachnerin kann als Kindbetterin, vor Verlauf von sechstehalb Wochen nach der Entbindung, weder gemahnt, gepfändet, noch ins Gefängniß gebracht werden. Fremde Wöchnerinnen geniessen diesen Vorzug nicht, sie stehen unter dem Voigt-Maier.

Diese Gewalt des Herzogs von Jülich schränkt die Unabhängigkeit der Stadt sehr ein. Ja, in dem Neben-Vertrage zwischen dem Herzoge und der Stadt von 1777 heißt es sogar: «Wir Herzog von Jülich wollen uns gnädigst gefallen lassen, daß Bürgermeister und Rath der Stadt Aachen sich fernerhin der Benennung, freie Reichsstadt Aachen, bedienen; wogegen ermeldete Bürgermeister und Rath ausdrücklich erklären, daß diese Benennung der Kaiserl. Voigt-Maierei Gerechtsame so wenig als Prädicate benachtheiligen soll.

Das

Das Ganze ist ein buntes, verworrnes, sich widersprechendes, unzusammenhängendes Ding; und es kann auf so einem ungeebneten Boden nichts Zweckmässiges, nichts von einer vernünftigen Dauer errichtet werden.

Cicero sagt: «Die Glorie Roms blühete so lange, als man den Jünglingen den Müssiggang nicht gestattete; so lange als das Gesetz gehalten wurde, daß kein Jüngling über zehn Jahren ohne Geschäfte auf den Gassen umhertreiben durfte. Wer das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, mußte sich einem Handwerk, den Wissenschaften, oder den Waffen widmen." — Wollte man dieses auf Aachen anwenden, so fände man die Glorie der Stadt tief im Staube begraben. Ein Aachner über zehn Jahre würde es für ein peinliches Unglück halten, wenn er den größten Theil des Tages nicht in den Caffehäusern und Estammins zubringen dürfte. Es ist gar nichts seltenes, Buben unter zehn Jahren Billard spielen, ihre Pfeife schmauchen, und Aquavit trinken zu sehen.

Der Engländer nimmt seinen Jungen mit ins Parlament; der Aachner den seinigen ins Wirthshaus. Der junge Britte, schon bekannt mit den Werken der Alten, horcht, zwischen den Beinen seines Vaters sitzend, auf die Demosthene seines Vaterlandes. Hiedurch

durch wird sein zartes Herz mit Liebe für dasselbe gleichsam aufgesäugt; sein Verstand in Anschauungen, seine Vernunft in ruhigen Begriffen geübt. Der Aachner, an der Seite seines Erzeugers, hört in den Caffehäusern und Stamminos, von nichts als Hunden, Bordellen, und Spielen reden. Seine junge Seele saugt diesen Schmutz mit leidenschaftlicher Gierde ein. Sein Herz nährt sich mit grober Unsittlichkeit; sein Verstand, in nichts als Unarten geübt, wird in allen Ränken und Kniffen gewandt, die zu jenen saubern Gegenständen gehören.

Da sich mein Aufenthalt in Aachen mehrere Monate hinausdehnte, so ging ich einen Theil dieser Zeit täglich ins Caffehaus. Ich hatte unter den Häusern dieser Art dasjenige gewählt, welches vorzüglich von Kaufleuten und Fabrikanten besucht ward, und das man für das anständigste und sittlichste hielt. Auf mein Gewissen, während dieser ganzen Zeit, habe ich keine Unterredung, keine Erwähnung, ja nicht ein Wort, weder über Künste, Wissenschaften, Litteratur, oder irgend einen Gegenstand, der für das eigentliche Forum des denkenden menschlichen Geistes gehört, von der ganzen versammleten Menge vernommen. Die gegenwärtigen Hunde, Pfeifenköpfe, das Spiel, die Freudenmädchen, und die armseligsten Neuigkeiten

des

des Tages, waren die einzigen Themate, die hier den einen Tag, wie den andern, verhandelt wurden.

Ist von einem Zeitungs-Artikel, der entfernte Vorfälle enthält, die Rede, so verrathen ihre Aeusserungen die gröbste Unwissenheit in der Geographie, und dem Genius der Nationen. Ja, ich habe gehört, daß, da die Rede von Hollands Allianz mit Frankreich war, ein angesehener Kaufmann sich dahin äusserte, wie Holland doch sehr unweise gehandelt habe, sich England zum Feinde zu machen, da diese Macht, wie Gränz-Nachbär, leicht Truppen in Seeland schicken konnte. Seine Meinung war, Schottland und Seeland hingen zusammen, und er ließ sich dieses ungern von einem andern abstreiten. Ein anderer meinte, da von einem Courierwechsel zwischen Neapel und Madrid die Rede war, der Weg könne so lang nicht seyn, da Portugal nur dazwischen läge.

Nie sind mir Menschen vorgekommen, die einen vesteren Glauben an die Erfüllung ihrer Wünsche aufzubringen verstehen, als die Aachner. Der Düsseldorfer Postwagen brauchte nur ein paar Stunden später als gewöhnlich auszubleiben: so war Düsseldorf weg. Kam der Köllner Postwagen nicht auf den Klockenschlag, so waren Koblenz und Kölln genommen. Die Artillerieschmiede brauchten nur einige Pfund altes

Eisen

Eisen zu verkaufen, gleich war die Retraite da. Kamen einige Wägen mit Kranken von der Armee an, so waren dies Tausende von Blessirten, und Jourdans Armee total geschlagen. Wie oft haben sie diesen sein Hauptquartier nach Trier, ja nach Metz verlegen lassen! wie oft Pichegrüs Armee völlig zerstreut, und ihn selbst nach Bitsch oder Strasburg fliehen lassen! Landau ward wenigstens zehn verschiedene Mahle von ihnen für die Oesterreicher eingenommen.

Diese Parteilichkeit der Aachner gegen die Neufranken liesse sich nun wohl entschuldigen, da sie durch diese Nation ungeheuer verlohren haben. Das Daseyn Aachens hängt fast allein von dem Herkommen, und einem zahlreichen Aufenthalt von Badegästen ab. Nun sind während den Jahren, da die Franzosen die Stadt besetzt haben, vielleicht nicht zehn Brunnengäste hier gewesen. Die Stadt hat also ihren großen Gewinnst von dieser Seite gänzlich eingebüßt. Hauswirthe, Gastgeber, Detailhändler, Aerzte, Badepächter, Wäscherinnen, Miethlakeien — alle sind ruinirt, völlig ruinirt. Man kann annehmen, daß dieß ein Drittheil der Einwohner ausmacht. Auf der andern Seite haben Fabrikanten, Kaufleute, Krämer, Apotheker, Caffe- und Schenkwirthe, große Verluste an den Assignaten erlitten, da sie ihre Waare an die

franzö-

französischen Soldaten und Commissaren, nach dem Maximum-Preise, für dies Papiergeld hergeben mußten. Die, welche ihr Papier sogleich nach Holland und der Schweiz verkauften, kamen mit einem geringern Verlust davon, als die, welche die Assignate aufbewahrten. Diese sind fast alle völlig arm gemacht und zu Bettlern geworden. Dazu kamen noch die wiederholten, nie aufhörenden, Requisitionen, Contributionen, und Lieferungen unzähliger Art. Die Emigrationen der in der Stadt gewohnten reichen Adelichen. Die Einquartierungen, Durchmärsche u. dgl. m.

Auch die alte Parteiwuth trägt mit zu dem höchst unklugen Benehmen der Aachner gegen die Neufranken bei. Die 1786 gestürzte alte Partei hoffte, nach Einführung der neuen Constitution von 1792, derbe Rache an der neuen Partei zu nehmen. Daraus ist wegen des Einmarsches der Franzosen nichts geworden. Im Gegentheil die tollsten Anhänger der neuen Partei haben alle Aemter und Stadt-Bedienungen eingenommen; aus den Schreiern, wüthenden Partisanen, und vorher unbedeutendsten Müssiggängern ist die Municipalität gebildet. Man lege dazu die völlig rücksichtlose Art, womit die Franzosen die Kirchen dieses bigotten Volks behandeln, nichts schonen, alles, was ihnen ansteht, nehmen, und fortbringen. So haben

sie

sie den Dom halb abgedeckt, um aus dem Blei Kugeln zu giessen; die metallene Gallerie des innern Chors abgebrochen; Säulen, Altarblätter und Gemälde aus allen Kirchen geraubt, und theils nach Frankreich geschickt, theils an die Juden verkauft. Auch hat die häufige Verfolgung des weiblichen Geschlechts, worin die Franzosen unstreitbar die ersten Meister sind, vieles zum Hasse der Aachner gegen die Neufranken mitgeholfen. Manches Bürgermädchen ist von den Commis, Employé's, oder sonstigen Gallopins verführt, entführt, und den Eltern entehrt zurückgesandt worden.

Und so läßt sich wohl das sich bei allen Gelegenheiten äusserude, unwillige Betragen der Aachner gegen die Citoyens erklären, welches bis zum Unanständigen geht, oft ans Unsittliche gränzt, und unpolitisch, und selbst undankbar genannt werden kann. Denn die Aachner haben es doch immer dem französischen General Jourdan und dem bessern Theil seiner Truppen zu verdanken, daß ihre Stadt und ihre Wohnungen noch stehen. Diesem General soll es bei seinem letzten Einmarsche überlassen gewesen seyn, ob er die Stadt der Plünderung preis geben, und schleifen wollte. Der General machte keinen Gebrauch von dieser fürchterlichen Gewalt. Er ließ sogar, um alle Unordnung zu verhüten, seine Avantgarde, bei der sich die leichten

Truppen

Truppen befanden, um die Stadt ziehen, und nur diejenigen Bataillons durchmarschieren, von deren Folgsamkeit und Mannszucht er versichert war. Jene leichten Truppen, und vorzüglich die Jäger zu Pferde, waren deshalb so wüthend, daß sie über die Stadtmauer in die Stadt schossen. Die französische Regierung war zu diesem grausamen Befehl gegen die Stadt durch die Nachricht verleitet worden, als hätten die Aachner, bei dem Rückzuge der Franzosen im Jahr 1793, mehrere Soldaten von der Arrieregarde erschossen, und die zurückgelassenen Kranken aus den Fenstern in die Gassen geworfen. Da die Volks-Repräsentanten Perez und Portier de l'Oise noch im vorigen Jahre in dem Berichte, den sie über ihre Sendungen in den vereinigten Departementern haben drucken lassen, behaupten, daß die Anzahl der in Aachen aus den Fenstern geworfenen Kranken sich über 200 belaufen: so habe ich, während meines langen Aufenthalts in dieser Stadt, mit unermüdetem Fleiß dem angegebenen schrecklichen Faktum nachgespührt, und zu meiner Freude gefunden, daß diese Angabe jener beiden Deputirten durchaus unwahr, und erdichtet ist. Wie sich Gesetzgeber einer so schamlosen, niederträchtigen Verläumdung schuldig machen mögen, bleibt wohl einem jeden halbehrlichen Menschen unbegreiflich, da

diese

diese schändliche Erdichtung einer blühenden Stadt den Untergang, und einigen dreissig tausend Menschen Ruin und Elend bringen konnte. Alles, was daran Wahres seyn kann, ist, daß der Aachner Pöbel den, den französischen Nachtrab auf der Ferse verfolgenden, österreichischen Scharfschützen mehrere in den Bürgerhäusern verkrochene Franzosen verrieth, welche dann gefangen genommen wurden; und — zur Schande der Aachner stehe es hier! — sie waren unmenschlich genug, die von den Franzosen von ihnen für ihre Lazarethe requirirten Betten gleich zurückzunehmen, und den zurückgelassenen Kranken unter dem Leibe wegzuziehen. Aber aus den Fenstern ist keiner geworfen, konnte keiner geworfen worden, denn alle Kranke lagen in einer Kirche, die dazu sehr hohe Fenster hat; man hätte, um an sie zu reichen, erst ein Gerüst bauen müssen. Auch haben die Oesterreicher keinen Kranken getödtet, im Gegentheil, sie sind in ihren Lazarethen verpflegt, und wie die andern Gefangenen behandelt worden.

Man rühmte mir den Witz und den gesunden Verstand der Aachner *), und belegte dieses Lob mit der

*) Der Herr von Dohm sagt in der Vorrede zu seinem Entwurfe der verbesserten Constitution: "Der Aachner ist

der Herezählung mehrerer Einfälle und Handlungen, welche hier für sehr geist- und erfindungsreich gehalten wurden. Ich will die beißendsten und dabei feinsten hersetzen; sie mögen selbst für oder wider diese Celebrität der Aachner reden.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß Weiber zu den Zellenbrüdern gehen, und dort im Garten ein Glas Mosler Wein trinken. Ein verheiratheter Aachner ging nach Mitternacht vors Kloster, das immer vor neun Uhr Abends geschlossen wird, klingelte den Pförtner aus Fenster, und erkundigte sich, ob seine Frau noch dort wäre. — Ein anderer hatte eine Hündin, die er nicht gerne wollte belegt sehen. Um solches zu verhindern, band er ihr während der Laufzeit eine Larve an den Schwanz; und ging auf diese Art, von seinem öffentlichen Witz begleitet, unter Beifall durch die Gassen der Stadt. — Diesen Winter geboth der französische Commandant, daß jeder, der nach neun Uhr Abends über die Gasse ginge, eine Leuchte bei sich haben sollte. Ein paar Aachner liessen sich eine

große

ist durch vorzügliche Geistes-Anlagen ausgezeichnet." Eine Schmeichelei, die unter der Würde ihres Darbringers ist, und für die er wohl schwerlich gültige Beweise aufbringen kann.

große Laterne von Papier machen, die sie auf einer Stange trugen. Es war kein Licht darin, und da sie deshalb arretirt wurden, entschuldigten sie sich damit, die Ordre lautete nur avec une Lanterne; von Licht wäre die Rede nicht gewesen. — Dies sind die am lautesten gepriesenen, geistreichsten, und mindest groben Einfälle; die nun wohl leicht in jedem Städtchen Deutschlands gebohren, aber in wenigen wohl der Ausführung werth gehalten werden möchten. Einem Zuschauer beim Billard den Ball ins Gesicht sprengen; sich hinter Jemandes Stuhl stellen, und ihm so viel Tobacksrauch in die Haare dampfen, daß der Kopf einem rauchenden Schornstein gleicht; sich im Concert hinter den Sänger schleichen, und einen falschen Takt treten, und ähnliche tückische Kniffe sind Handlungen, die hier Beifall, und ihrem Urheber den Aachner Ehrennamen eines rechten Geckvogels gewinnen.

So oft von einer heimtückischen, hinterlistigen, hämischen Handlung die Rede war, sahen meine Augen den ungetheiltesten Beifall in aller Minen, und nie hörte mein Ohr eine mißbilligende Sylbe über den bösherzigsten Muthwillen. Lob und Freude gewann die verächtlichste, wie die sittenwidrigste Neckerei, von diesen unmoralischen, an Seel und Geist

verkrüppelten Helden. Nur zwei dergleichen Vorfälle mögen hier zur Probe stehen.

Eine in Aachen wohnende Frau von Kellenbach ließ ihre Kinder, in Gesellschaft mehrerer junger Leute, in ihrem Hause kleine Schauspiele aufführen. Hierin liegt im weitläuftigen Verstande doch wohl nichts Tadelhaftes. Den ersten Tag, da dies geschah, fand sich an den Ecken der Gassen eine Affische angeschlagen, worauf es hieß: Les grands Enfants de la Ville donneront aujourd'hui le triple Mariage en attendant les grands Singes. Dieser dürftige, beleidigende Witz ward von allen und überall mit Freude und Beifall wiederholt. Eine ganze Woche lang begrüßte man sich, kam und gieng mit der abgeschmackten Phrase: en attendant les grands Singes.

Der Aachner Zuschauer enthielt zu der Zeit, als es für die Franzosen auf dem Hundsrück rückgängig ging, die Nachricht, daß eine österreichische Escorte geschlagen, mehrere Gefangene, und eine Partei Ochsen von den Franzosen erbeutet worden. Wahrscheinlich war diese Nachricht von dem General le Fevre dem Zuschauer zum Einrücken zugesandt worden. Der Herausgeber hatte unter dem Artikel ein S, hinter welchem einige Striche folgten, drucken

lassen.

lassen. Dieses G — — sollte die Unwahrheit der Nachricht anzeigen, und soviel als gelogen heißen. Welch eine Freude dieses armselige G.— unter den Aachnern erregte, läßt sich nicht beschreiben. Auch nicht einem kam dabei das Unmoralische des Zeitungsschreibers in den Sinn; der sich undankbar, feig und hinterlistig in dieser kleinlichen Handlung darstellte. Undankbar, weil er von den Franzosen zum Postmeister zwischen Maas und Rhein gemacht war; feig, wenn er wußte, daß die Nachricht eine Lüge war, und sie dennoch hinsetzte; hinterlistig und niedrig, weil er sich, auf Kosten seiner Wohlthäter, bei den Aachnern, die ihm nicht hold waren, jetzt wieder einschmeicheln wollte, da es das Ansehen hatte, als müßten die Neufranken bald völlig aus dieser Gegend und Aachen retiriren. Dieser unedle Zug des Aachner Zuschauers hat mir leid gethan, da ich den Herausgeber für einen Mann von Geist halte, der seine Zeitung mit Kenntniß und Unterscheidung schreibt, der Sprache mächtig ist, und aus dem Französischen gut verdeutscht.

Nie hörte ich eine Verläumdung widerlegen, nie eine üble Nachrede zum Guten hindeuten. Nie ward eine Beschuldigung, nie eine schlechte Nachsage auf jemand bezweifelt, weit weniger widersprochen. Nie spührte ich Mitleid über den Fehltritt eines Menschen,

nie

nie Theilnahme an dem Schicksale eines Unglücklichen. Immer hörte ich das andern ertheilte Lob einschränken, und bestreiten. War von einem Frauenzimmer die Rede, so ward ihre Tugend wenigstens zweideutig gemacht. Jeder guten Handlung wurden schlechte Motive zum Grunde gelegt; das harmloseste Vornehmen hatte böse Absichten; diese Lästerbrut gleicht einer Gesellschaft Teufel, die sich nur über die Sünden anderer freuen kann.

Die Litteratur in Aachen ist wenigstens um ein halbes Seculum zurück. Ein deutscher Buchhändler besitzt eine gemischte Sammlung gebundener deutscher Bücher. Nach den neuesten Produkten der deutschen Gelehrsamkeit fragt man hier vergebens. Kant, Reinhold, Fichte, Heidenreich, und alle jetzt lebende vaterländische Philosophen sind den Aachnern unbekannte Namen. Die Herren von Kotzebue, Meißner, ein Bogenschreiber in Kölln, Namens Bürgens; das politische Journal, die Neuwieder Zeitung, sind die Lieblings-Gesellschafter der Aachner Lesewelt. Von allem, was in dem nahen Frankreich herauskömmt, sieht man hier nichts. Eine französische Konstitution, die ich beim Buchhändler suchte, mußte von Mastricht verschrieben werden. Hielte die Central-Administration nicht den Moniteur, es käme keiner in die Stadt. Eine elende Chronik

Chronik von einem **Soppius** genannt, und eine noch schlechtere Geschichte von einem Doctor **Meier**, sind alles, was über diesen berühmten Königsstuhl und das Reich von Aachen geschrieben ist. Auch würde Deutschlands Parnaß sehr öde seyn, wenn alle Provinzen desselben dem Reiche von Aachen glichen; ich weiß wenigstens von keinem hier gebohrnen nur irgend namhaften Schriftsteller noch Gelehrten, es wäre denn, daß der in Norkiöping wohnende Apotheker **von Anken**, von dem die neulich gemachte Entdeckung herrührt, das Feuer durch Heeringslake zu löschen, aus Aachen herstammte.

Man thut sich hier auf musikalischen Geschmack, und Liebe zur Tonkunst sehr viel zu Gute. Ich will die erste Anmaßung, da ich nicht bekannt genug damit bin, unbestritten lassen; wenn gleich die parteiische Anhänglichkeit an Wranitzki's lärmender, wilder, unzusammenhängender Musik, kein guter Bürge dafür ist. Aber die Liebe zur Tonkunst äussert sich sehr matt. Die Künstler, welche hier Concerte geben wollen, müssen sich eines erniedrigenden Mittels bedienen, und den Damen freien Eintritt verstatten, wenn sie die großen Musikliebhaber bei sich sehen wollen; und auch die großen Musikliebhaberinnen müssen durch jedesmaliges Tanzen, welches nach dem Concerte seinen Anfang

nimmt,

nimmt, und so lange dauert, als die Lichter brennen, zur Musikliebhaberei gelockt werden. Eben so wenig spricht das Geräusch, das Schwatzen, das Hin- und Herlaufen, welches ich alles in einem jeden Concerte fand, für ächte Musikliebhaberei. Noch weniger, daß ein paar sehr gute Violinisten, Kreutzner und Engels, hier ein sehr dürftiges Auskommen fanden. Der erste spielt mit seltner Fertigkeit, Vestigkeit und Anstand; der andere mit mehr Feinheit und Geschmack.

Der bei weitem größte Theil der jungen Aachner zerfällt in zwei Hauptklassen. Die eine lebt von ihren Eltern oder angeerbtem Vermögen; die zweite treibt ein Geschäfte, das hier Speculationen machen genannt wird. Die erste Gattung thut nichts, als auf Caffehäusern liegen, die Dame ziehen, Billard spielen; von diesen mit der Pfeife im Munde ins Stammino ziehen; den Beschluß des Tages macht ein Besuch ins Bordell. Diese verirrten Schafe schaden sich durch ihre wüste Lebensart am mehrsten selbst. Die zweite Klasse ist, vorzüglich für die Fremden, ein äusserst gefährlicher Schlag Menschen. Ihre sogenannten Speculationen bestehen im Wuchern und Betriegen. Wehe dem zutraulichen Fremden, der in ihre Hände fällt! Sie verschmähen keine Art Vortheil,

theil, sind kriechend, demüthig und zuvorkommend, auf die niedrigste Art, wenn sie nur Gelegenheit zum Rupfen sehen. So bot mir ein Kaufmann, da er hörte, daß ich Pferde zu meiner Reise brauchte, seinen Fuhrmann an, der der beßte und billigste in der Stadt seyn sollte. Der Mann kam, ich ward mit ihm einig, und er war offenherzig genug, meinem Bedienten auf der Reise anzuvertrauen, daß er mich um einen halben Louisd'or wohlfeiler würde gefahren haben, wenn jener Kaufmann ihn nicht zu mir geschickt hätte, nun müßte er diesem die Empfehlung mit zwei Laubthalern vergüten. Ein anderer hörte, daß ich nach Cacao fragte, er bot sich an, mir einige Pfund von dem beßten zu verschaffen. Ich nahm sein Anerbieten an; aber seine Waare war nicht genießbar; es war mit Syrup angerührtes Mehl, und er nahm sieben Escalins für das Pfund. Der Sohn meiner Wirthin betrog mich bei der Umwechselung meines Geldes fast um den dritten Theil, und machte einen Schnitt von achtzehn Louisd'or dabei. Wie ich dahinter kam, entschuldigte er sich mit der elenden Ausflucht, er sei auch betrogen worden. Ich sah ihn, für seinen Raub, in Weihnachten, in einer neuen Pelzmütze, sammtenen Pantalons, und großem Muff, paradiren; sehr bewundert und beneidet von seinen Spießgesellen.

Moses

Moses gab den Israeliten das Gesetz: « Wenn ein Fremdling bei dir in eurem Lande wohnen wird, so sollt ihr ihn nicht schinden (3. B. M. C. 19, V. 33.)." Möchte der Herr von Dohm dieses heilsame Gesetz seiner neuen Constitution, wenigstens bei Strafe der Entbürgerung, einverleibt haben! So wird der Fremde an keinem Orte mitgenommen, als hier. Seine Habe wird als eine gemeinschaftliche Beute angesehen, auf welche Jagd zu machen jeder Aachner ein vollgültiges Recht zu haben wähnt. Könnte ich doch jeden nach Aachen Reisenden oder nur Durchreisenden warnen, sich dort nichts machen zu lassen, und sich keine Stecknadel anzuschaffen! In dem Wenigen, was ich hier erhandelte, ward ich bei allem und von allen auf eine unverschämte Weise übervortheilt. Ich frage meinen Arzt: Was geben Sie für ein paar Vorschuhe? — Acht Escalins. — Schicken Sie mir doch Ihren Schuster. — Dieser kommt; ich lasse mir ein paar Stiefeln vorschuhen, und muß — siebenzehn Escalins bezahlen, weil ich ein Fremder bin. Ich lasse ein Buch einbinden, man fodert mir neun Escalins dafür ab, ich finde dies im höchsten Grade unbillig; das hilft zu nichts, ich muß das Gefoderte zahlen. Ich lasse ein anderes durch einen hier seßhaften Bekannten in einem völlig gleichen Bande einbinden, und zahle

nur

nur ein und einen halben Escalin. Ich gebe meinem Bedienten den Auftrag, mir ein Taschenbuch zu kaufen. Er bringt ein altes, steifes, aus zwei Brettern zusammengeleimtes Ding, wofür er einen halben Laubthaler bezahlt hat. Ich schicke ihn auf der Stelle damit zurück, um es mit jedem Verlust wieder anzugeben; und man erbot sich zu einem Escalin Rückgabe für eine so eben für $5\frac{3}{4}$ Escaliins verkaufte Waare. Ich hatte in einem Gasthofe fünf Monate gewohnt. Den Tag vor meiner Abreise ersuche ich den Wirth, hinter meinem Bette nachzusehen, ob mein Hund, den ich dort ein paarmahl hatte nagen hören, etwas verdorben habe, damit ich den etwanigen Schaden vergüten könne. Bei meiner Zuhausekunft höre ich von meinem Bedienten, das Thier habe einen Fetzen von der Tapete abgekäuet, und finde dafür auf der Rechnung des Wirths vier Laubthaler angerechnet.

Lessing sagt: «man kann sehr verächtlich seyn, und nicht verachtet werden; man kann verachtet werden, und nicht verächtlich seyn." Wie wahr, und vorzüglich passend auf Aachen! Eine äußerst verächtliche Klasse von Menschen, Spieler von Profession, findet sich hier in Menge, und wird keinesweges verachtet. Sie geniessen überall freien Zutritt, und keiner rechnet es sich zur Unehre, mit ihnen in Gemeinschaft

meinschaft zu stehen. Man stößt überall auf diese Hyänen der bürgerlichen Gesellschaft; ihr Kaste ist zahlreich. Ich sah einen sehr geschmückten Mann im Concert, und fragte meinen Nachbar, wer dieser Elegant wäre? — Ein Spieler. — Ein anderer, der von den Damen gelitten schien, und bei ihnen herum den Hof machte, — ich fragte, wer dieser sei? — Ein Spieler. Und der neben Ihnen sitzt? — Ein Spieler. Wer ist denn der Liebhaber, der die erste Violine spielt? — Ein Spieler. Und der junge Mensch, der die zweite spielt? — Der Sohn eines Spielers. Die Neufranken haben durch das Verbot der Hazardspiele diese zahlreiche Bande zwar ziemlich geschäftlos gemacht, desto gieriger lauren diese hungrigen Raubthiere auf jede, selbst die kleinste Beute. Doch sind die meisten öffentlichen Raubnester zerstört.

Der Stadtmagistrat hatte das öffentliche Hazardspiel verpachtet. Ein hiesiger Einwohner zahlte dafür während zehn Jahren 60000 Thaler. Es heißt, er habe manches Jahr über 24000 Louisd'or gewonnen. Dennoch ist dieser Verschwender mit mehrern 100,000 Thalern Fallit geworden. Er hatte einige Dutzend Croupiers für einen Laubthaler täglich in seinem Solde. Sowohl diese, als die mehrsten andern Spieler, sind hiesige Bürgerssöhne, Krämer, Apotheker,

ker, Becker, Fischer; von allen Handwerkern finden sich Mitglieder unter dieser weitläuftigen Spielzunft.

Jener Pächter hat das Verdienst um die Stadt, daß er den Platz, auf welchem die Kurgäste den Brunnen trinken, mit einem schönen Gebäude, die **Redoute** genannt, geziert hat.

Es enthält eine Menge Zimmer, Kabinetter, und einen großen, mit Stuckaturarbeit schön gezierten, prächtig meublirten Saal. Hier wurden sonst Bälle und Concerte gegeben, und die öffentliche Bank gehalten. Jetzt dient er zum Sitz der Central-Versammlung. Die Commis haben die Zimmer ziemlich entmeubelt, aller Sammt ist von den Stühlen geschnitten, dafür sieht man die Employés, Commis und Gallopins sämmtlich in rothen und grünen sammtnen Beinkleidern paradieren; und in Chenillen, mit roth und grünem Taft gefüttert, gehen, der sonst den Fenstern zu Vorhängen diente.

Die Vertheidiger jener öffentlichen Spiel-Octroy führen zur Rechtfertigung derselben an: Den Vortheil, den das Stadt-Aerarium davon zieht; daß in dem nahen Spaa öffentlich gespielt wird; daß der Voigt-Maier das Spiel würde erlaubt haben, wenn der Magistrat ihm hierin nicht zuvorgekommen wäre. Sämtliche Gründe wiegen die Immoralität der Sache

nicht

nicht auf. Ob das Stadt-Aerarium nicht indirecte unweit mehr durch den Verlust so manches vom Spiel ruinirten Bürgers einbüßt, als die elende Spielpacht abwirft, darf wohl nicht einmal zur Frage kommen. Die Nähe von Spaa entschuldigt eben so wenig, denn es ist doch wohl ein Unterschied, ob ich auf sieben Meilen oder sieben Schritte zum Spiel gelockt werde. *) Die Furcht vor des Voigt-Maiers Eingriffe, und nothwendige Erlaubniß-Ertheilung des Hazardspiels war nun gar ungegründet, da es im Neben-Vertrage von 1777 mit dem Herzoge von Jülich ausdrücklich heißt: „Sollen alle Tänze, Bälle, sogenannte Hazard- oder Kartenspiele ꝛc. ꝛc. lediglich Bürgermeister- und Raths-Verfügungen allein angegeben werden und diesen

*) Die Bürgerschaft sagt darüber auch in ihrer Klageschrift vom 25sten Mai 1786: "Der Ort Spaa war vor etwan vierzig Jahren ein Dorf, ohne Handlung und Gewerbe, mithin ein öder Ort. Spiel war dessen einzige Zuflucht, und konnte Spaa nie dabei verliehren, weil der arme Einwohner nichts zu verliehren hatte. — Was war aber Aachen vor vierzig Jahren? Eine glänzende Stadt, unter dem nahrhaften Getöse des Gewerbes und der Handlung blühend; was ist sie aber jetzt? Eine Zuflucht toller Spieler, ein ablebender Ort in der Handlung, wo seit etlichen Jahren nicht wenig Handelsleute ausgetreten, und dadurch an den Bettelstab gebracht sind; und zu allem dem hat kundlich das Spiel am mehresten beiget

sen verbleiben." Man hat zwar die Schädlichkeit des Spiels dadurch zu mildern gesucht, daß man es den Spielpächtern zur Pflicht gemacht, den Eltern, deren Kinder an der Bank erscheinen, hiervon Nachricht zu geben. Wie unzureichend dieses schwache Hülfsmittel gegen die einmal eingerissene Spielsucht ist, läßt sich leicht berechnen. Ja, man behauptet sogar, daß es Eltern von so verkehrter Denkart gegeben, die des Banquiers Anzeige gegen ihre Söhne sehr übel aufgenommen haben. Man hat mir versichert, daß vor einigen Jahren eine namhafte Wittwe die warnende Nachricht von ihres unmündigen Sohnes Spielsucht so übel nahm, daß sie den folgenden Tag mit ihm in eigener Person an der Bank erschien, und ihn in

beigetragen. Das gehäßige Spiel, die Verführung der Bürger, der Jugend, der Zunder aller Bosheit. Aachen hat nicht die Ursachen wie Spaa. In Aachen ist das Spiel ein verdammlicher Reiz zum Untergange des Bürgers, weil er zu verliehren hat, und dem man nicht die Gelegenheit geben sollte, durch Glanz und täuschenden Anschein goldener Berge, unglückliche Wittwen und Waisen zu hinterlassen; deren bittere Thränen noch öfters an dem nur im magischen Spiegel zur Versuchung aufgestellten Golde herabträufelt. Es ist wahr, wenn der getäuschte Bürger die Reize des Spiels in Aachen steht, so ist er schwerer abzuhalten, allein wäre es deshalb nicht besser, die erste Gelegenheit aus der Wurzel zu holen? rc. rc."

in ihrer Gegenwart, dem Banquier zum vermeinten Trotz, ansehnlich pointiren ließ.

Aber genug von so einem verhaßten Gegenstande. Wenn es wahr ist, daß die Verwalter eines Staats keine andere Privilegien ertheilen dürfen, als die, welche dem Ganzen nützlich, und niemand schädlich sind, so haben die Vorsteher Aachens durch jenes Spiel-Octroi für ihre Mündel schlecht gesorgt. „Nur das kann nützlich seyn, was recht ist.“ — Ein in der Moral ewig wahrer Satz, wenn man ihn auch nicht im Cicero fände.

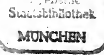
Das Ehrgefühl scheint hier mit dem Sittengefühle Schritt zu halten. Es ist nichts seltenes, ein paar Leute, welche zu den ersten Klassen gezählt werden, sich abgerben zu sehen. Ein junger Kaufmann, den ich am Vormittage auf seinem Engländer paradiren sah, erhielt am Abend auf jenem Caffehause derbe Hiebe mit der Queue, weil er einem Anderen, mit oder ohne Willen, (dies blieb mir unbekannt) die Pfeife zerbrach. Der Geprügelte fuhr seinem Feind in die Haare, sie zausten sich eine Weile umher, schalten sich hinternach derbe aus, und alles war hiemit abgemacht. Ein Advocat, der nicht nüchtern auf einem Ball erschien, sagte einem mit einem französischen Officier tanzenden Frauenzimmer unartige Dinge. Der

Officier

Officier gab dem ungesitteten Herrn ein paar Ohrfeigen. Den folgenden Tag kam der Rechtsgelehrte zum Chef des Officiers mit seiner Klage über erhaltene Schläge, verlangte, daß der Officier zur Erlegung eines baaren Louisd'ors verurtheilt werden, und daß man dieses Geld an das hiesige Militairspital senden mögte. Der Bataillons-Chef jagte den Kläger zum Hause hinaus, der sich unterstand, für französische Soldaten auf die Art Geld zusammen zu bringen. Damit war auch diese Ehrensache abgethan, und der Advocat zur Ruhe gebracht. Ein anderer ward von einem seiner Freunde nach Eschweiler zu einem Balle eingeladen, mit dem Beifügen, daß der Ball nur Statt finden könne, wenn der französische Commandant, der grade abwesend war, dazu seine Erlaubniß ertheilte. Der Gebetene fand sich ein, aber der Ball konnte nicht gegeben werden, da der Befehlshaber des Orts seine Erlaubniß verweigert hatte. Der Eingeladene ward hierüber gegen seinen Freund klagbar, und forderte Ersatz für das bezahlte Miethpferd, für die Verzehrung im Wirthshause, für einen auf dem Wege verlohrnen Hund, für versäumte Zeit, und für vergeblich erwartetes Vergnügen.

Die Religion hat hier dem Scheine nach zahlreiche Anhänger. Aber auch nur dem Scheine nach; denn

G wahre



wahre Gottesverehrung, geläuterte Religionsbegriffe, wohnen weder in den Köpfen noch Herzen der Aachner. Die katholische Religion hat für sehr sinnliche Menschen schon in ihrem Aeussern und ihren Gebräuchen viel Reiz. Man lege dazu, daß diese schwachen, leichtsinnigen Wesen, für ihre kleinlichen Betrügereien und gewissenlosen Speculationen, Vergebung bedürfen, so wird man sich ihr fleißiges Kirchengehen, und ihre eigennützige Andächtelei, leicht erklären können. Die Weiber versäumen selten die tägliche Morgenmesse; die Kirchen sind an Feiertagen gefüllt; hinter den Prozessionen ziehen große Schwärme einher, und Kinder von zehn Jahren gehen zur Beichte.

Der Aberglaube hat hier noch tief gewurzelt. Man beschwört bei konvulsivischen Krankheiten Teufel; prophezeiht aus Caffe; gießt Blei; legt den zehrenden Kindern Elendsklauen in die Wiege; pfeift auf Keichhörnern *) gegen den Keichhusten u. dgl. m. Kein Kranker würde ein Pulver in einer Oblate einnehmen, worauf kein gekreuzigter Heiland abgebildet ist. Der gottloseste Gassenbube hat auf seinem Drachen die

Buch-

*) Eine Art Seemuscheln, die, wenn man daran bläst, einen Laut von sich geben, wie das Pfeifen des keichenden Hustens.

Bubstaben I. H. S. mit Theer gekleckst. Man erzählt sich im Ernst, daß ein paar aufs Rad geflochtene Mörder, nachdem sie der Mutter Gottes zu Aich (Aachen) ein Gelübde gethan, flink und frei davon gegangen; weil sie aber ihr Gelübde nicht erfüllt, doch in der Folge in Mastricht gerädert, und auch gestorben sind; daß an dem Dache des Dormitoriums, von Karl dem Großen erbaut, sich nie Spinnen anweben u. dgl. m.

Im vorzüglichen Rufe steht der sogenannte Bade- oder Bachgast, den so mancher in den langen Winternächten will haben herumgehen sehen; wobei das Ungethüm einen fürchterlichen Lärm, gleich dem Rollen des Donners, erregen soll. Da alle Volkssagen und Mährchen fast immer etwas in der Natur oder in der Wirklichkeit Geschehenes zum Grunde haben, so ist es auch mit diesem Geiste gegangen. Ein in der Chemie und Naturgeschichte erfahrner Mann erzählte mir, er sei eines Abends im Monate Februar in der Gegend der Bäder vorbeigekommen, und habe, wie er sich denselben genähert, ein Getöse unter der Erde mit so einer Gewalt dahin fahren hören, als ob mehrere Ochsen gemeinschaftlich in ein großes Horn brüllten. Er glaube, dieser unterirrdische Lärm sei durch die, den langen kalten Winter über eingeschlossene, fixe

Luft entstanden, die sich jetzt nach eingefallenem Thauwetter entwickelt, und durch die nun wieder geöffneten Röhren einen Ausweg gebahnt habe.

Hier wäre Gelegenheit, etwas über das Aachner Mineralwasser zu sagen, wenn man mit Zuverlässigkeit nur etwas darüber erfahren könnte. So aber wissen die Aesculape Aachens selbst nichts von den Bestandtheilen des Wassers, als daß dessen größte Wärme 127 Grad beträgt; daß es viel Schwefel, Vitriol, Alkali und fixe Luft enthält. Das leztere ließ sich nun wohl bei so einem hohen Grad der Wärme sehr bezweifeln. Vorzüglich heilsam ist es in Haut-Krankheiten, dem Scorbut, und Lähmungen, auch gegen Krankheiten der Nieren.

Die Spiele sind keine zweideutige Anzeigen vom Sittengefühl eines Volks, dem Grade seiner Humanität, Härte oder Sanftheit des Charakters. Die Spiele des Aachners haben alle etwas Wildes und Grausames in ihren Aeusserungen. Ihre Freude jauchzt, ihre Vergnügen sind brutal, alles hat den Ton und den Nachklang der groben Sinnlichkeit. Ein Lieblings-Vergnügen ist das Werfen mit eisernen Stäben nach einer am Kopfe aufgehangenen lebendigen Gans. Wer das arme Thier so trifft, daß der Hals reißt, so daß der Rumpf zur Erde fällt, der hat diesen gewonnen.

Auch

Auch hängen sie eine Gans bei den Beinen auf, so daß ein unter weg galloppirender Reuter eben den Schenkel erreichen kann. Wer diesen so packt, daß er den abgerissenen Kopf in der Hand behält, der hat das geköpfte Thier gewonnen. Auch das weibliche Geschlecht findet Vergnügen an einem äusserst brutalen Spiel. Die Mädchen, selbst die der ersten Klassen, üben es mit Leidenschaft. Sie verbinden einer unter ihnen die Augen; die so Geblendete erhält einen langen Degen, mit welchem sie nach einem, in einen nicht großen Bezirk eingesperrten, Hahn umherhaut. Die, welche den Kopf des Thiers heruntersäbelt, trägt den Preis davon.

Auch in der Sprache der Aachner herrscht viel Hartes, Gebietendes, den Menschen Herabwürdigendes. So nennt man jeden Bedienten einen Knecht. Es klang meinen Ohren ungemein widrig, wenn die Wirthin mir mit dem Zimmerschlüssel und dem Zuruf entgegen kam: «Euer Knecht ist nicht zu Hause.» Ein Knabe heißt immer ein Bube. Jede Unbekannte, oder die, deren Namen man nicht nennt, so wie alle weibliche Domestiken: das Mensch.

Die Aachner Volkssprache ist ein aus dem Holländischen und Plattdeutschen zusammengesetztes Mitteldinq. Die vorzüglichste Abweichung von jenen beiden

beiden Sprachen ist ein äusserst widerlicher Ton und Accent. Der Klang ist fast guttural, wie die Aussprache ungebildeter roher Naturmenschen. Nur zu Wittow und Jasmund auf der Insel Rügen habe ich etwas Aehnliches gefunden. Wer ein paar mit einander redende Aachner nicht versteht, müßte glauben, daß sie sich schölten, oder doch wenigstens unangenehme Dinge sagten, und wäre des Gesprächs Inhalt noch so freundschaftlich; so drohend, tobend und pauend, kollern sie jedes Wort hervor.

Die Aachner Sprache hat auch eine Menge französischer Wörter aufgenommen, und so aufgenommen, daß man nicht verstanden wird, wenn man diese Dinge mit deutschen Benennungen vorbringt. So kennt niemand Nudeln, Zwieback, Asche. Diese Dinge heißen Vermichel, Biscuit, Fumen. Die Gemüshändlerinnen aus Lüttich nennen sie Vortressen, von Portantes, Trägerinnen. Ihr Marschier-Thor ist ebenfalls französischer Abkunft; es kommt von port au marché her, da es gerade dem Markte zugeht. So auch die Pont-Straße, von Pont, einer Brücke, die in dieser Gasse über den Seidelbach geht. Ihre kleinste Kupfermünze, von der zwölf auf eine Mark gehen, ($103\frac{1}{2}$ Mark machen einen Laubthaler) heißt Buche, ohne Zweifel von bouchée,

Mun-

Mundvoll, weil sich wohl nicht viel mehr Brod dafür kaufen läßt. Auch aus andern Sprachen haben sie vorzüglich Substantiven aufgenommen. So heißt Sauerkraut Kappes, die englische Benennung des Kohls (cabbage); welches alles wahrscheinlich von den vielen seit langen Jahren herkommenden Fremden herrührt.

Auffallend und unangenehm für einen Fremden ist die ungeheure Anzahl Hunde, die ihm in Aachen aufstoßen. Jeder Müssiggänger, der Fabrikant, Färber, Scheerer, ja die Bettler halten Hunde. Diese Thiere sind hier entweder aus Hunger oder angebohrner Bösartigkeit sehr bissig. Sie fallen manchen Dahergehenden an, und packen ihn mit Wuth. Aber nicht allein auf den Gassen, auch in den Gast- und Caffehäusern wird man von ihnen belästiget. Jeder Gast bringt seinen Hund mit, diese führen dann oftmals solche Kriege unter einander, daß man fast in Gefahr kömmt, zerrissen zu werden. Nicht selten nehmen die Herren dieser Raufer mit Theil an der Affaire. So hörte ich einst einen Streit an zwischen dem Eigenthümer eines Hundes und dem einer Hündin. Dieser foderte von jenem, er sollte seinen dreisten Hund in der Zucht, und von seiner Hündin abhalten. Jener behauptete, die Hündin sei so kokett, und locke und wedle seinen

sonst

sonst sittsamen Hund' aus der Ruhe. Der Streit hierüber ward so laut und ernsthaft, daß er sich nur eben ohne Thätlichkeit endigte. Mancher läßt seinen Hund auch Künste hermachen, ihn über Tisch und Bänke weghüpfen, sich von ihm das brennende Licht durchs Zimmer nachtragen; wobei es denn eine gar herzliche Lache giebt, wenn das Thier jemanden durch die Beine läuft, hier einen Mantel, dort einen Rockzipfel in Brand setzt u. dgl. m. In einem der ansehnlichsten Gasthöfe der Stadt hatte man den Braten vor das Kaminfeuer gestellt. Der junge Hund des jungen Herrn vom Hause machte sich daran. Einige Gäste machten den mit am Tische befindlichen Hausherrn hierauf aufmerksam. Er scheuchte das lüsterne Thier weg. Der Braten kam auf den Tisch, mit der Bemerkung begleitet, der Hund habe bloß an ihm geleckt. Alles lachte, und aß mit Appetit davon.

Der Aachner ist gewöhnlich groß und massiv gebaut, mit hervorstehenden Knochen und starken Muskeln. Geistreiche Gesichter sind sehr selten. Die mehrsten haben glatte oder gar keine Physiognomien. Ihre Gesichtszüge drücken sinnliche Begierden und sinnliche Genüsse aus; wahre Faunenköpfe. Krüppel, Ungestalte und Lahme sieht man wenig. Auch sind rachitische Kinder selten. Der gemeine Mann hat viele

körper-

körperliche Kräfte; ich sah einen Aachner Bauer vier Schmiedegesellen in die Flucht schlagen. Ein anderer wehrte sich gegen drei Franzosen mit Muth und Erfolg.

Die Weiber sind ebenfalls groß und stark, aber nicht schlank und schön gebaut. Häßliche Gesichter sieht man nicht, aber auch eben so wenig schöne. Man trifft hübsche Köpfe unter ihnen; keine Physiognomien. Große, runde, junonische Augen, ohne Sprache, ohne Seele; nicht Foderungen und Ansprüche. In ihren Bewegungen ist viel Zufahrendes, nichts Gewandtes. Sie schreiten mit ihren breiten Füssen über das Gassenpflaster wie akademische Renommisten. Alle ihre Aeusserungen sind tobend; da ist nichts Leises, nichts Mildes. Ihre ganze Mimik hat etwas Gebieterisches, Trotzendes, Gegenangehendes; nichts Ansichhaltendes, nichts Friedsames, nichts Anziehendes für ein sanftes Herz; nichts von dem holden Wesen, welches so unwiderstehlich und besiegend auf alles wirkt, was in seinen Kreis geräth. Ich bin keinem schüchternen, keinem, einen reinen Klang des Herzens erweckenden, Blicke begegnet. Keinem, der den Geist des Beobachters auch nur für eine Secunde hätte vesthalten können. Ihre Sitte ist nichts als Manier, keine Folge ihres Moralgefühls. Sie re-

präsentiren

präsentiren mit Aengstlichkeit die Tugend, welche aus ihrem Innern entflohen ist. Ihr besseres Benehmen entsteht aus der Frage: was wird die Stadt davon sagen? nicht aus einer reinen Stimmung und dem delikaten Gefühl, welches die Eigenschaft einer unverkünstelten Seele ist. Man kann sie nicht frech schelten, aber der Schleier einer sanften Bescheidenheit schwebt weder über den Minen, Reden noch Handlungen der Aachner Damen.

Die Bauernweiber um die Stadt tragen schon in der Jugend tiefe Falten auf der Stirne. Die ältern haben wahre Furchen. Ich glaube, der Grund dazu findet sich in der unter ihnen herrschenden Gewohnheit, schwere Lasten, vorzüglich große kupferne Milchgefäße, auf dem Kopfe in die Stadt zu tragen. Sie stämmen unter dieser Bürde die Stirn in die Höhe, und ziehen dadurch die Haut in Falten, wovon die Spuren endlich bleibend werden.

Der gemeine Mann ist leidenschaftlich für Musik und Tanz eingenommen. Der Gassenbube trillert jede in seiner Vaterstadt gegebene Oper-Arie, jedes Nationallied der Neufranken. Singende Bettler ziehen gewöhnlich selb drei des Abends vor den Thüren der Stadt umher, und tragen dreistimmige Terzette mit Geschmack nnd Richtigkeit vor. Deutschlands

pfleg-

phlegmatisches Tyrus könnte seiner kläglichen Oper durch diese Bänkel-Sänger und Sängerinnen einen, seinen Musikliebenden Einwohnern bisher unbekannten, Glanz verschaffen. Keine Aachner Straßen-Sängerin, die nicht mehr Metall in der Stimme hätte, als alle unsere gefeierten Operdamen. Auch müßten sich aus diesem Völkchen gute, sehr gute Schauspieler bilden lassen, wenn die Aussprache nicht hiebei im Wege stünde. — Denn der Aachner ist durchgängig stark in Nachäffung anderer.

Der Winkeljunge, wie das Spinnermädchen, müssen wenigstens am Sonntage tanzen. Sie führen ihren Walzer und Contretanz, trotz den ersten Tanz-Partien der Stadt, auf. Den neuen Tanz, der heute in der Redoute gemacht worden, kann man morgen in der Bettler-Herberge, mit Zukehren, Touren, Chainen, Dos à Dos, wieder aufführen sehen.

Die Damen, welche ich auf der Redoute tanzen sah, hüpften und sprangen lebhaft und leidenschaftlich genug umher, aber es war keine Atalante darunter; keine, von der der Dichter hätte sagen können:

„Sie tritt die Luft, und steigt auf ihr empor.“

Ich sah eine im Tanzen ausgleiten, und zur Erde fallen. So unanständig sie auch dahin gestreckt lag, so

so ward dadurch doch keine Grazie entweiht, denn keine war mit ihr gefallen.

Wie aristokratisch man auch in diesem demokratischen Freistaate handelt, und seine Gesinnungen äussert, so finden sich doch in manchen Ausdrücken des gemeinen Mannes Spuren erloschener Freiheit, oder doch wenigstens Beweise einer einstmaligen Geringschätzung der Stände und Klassen, gegen welche man jetzt eine unbürgerliche, kriechende Unterthänigkeit trägt. So kennt der gemeinste Aachner kein verhaßteres Scheltwort, als: Dummgraf. Wollen sie jemanden bezeichnen, der sein Haus seiner herabgesunkenen Umstände wegen hat verkaufen müssen, und jetzt auf Zimmern zur Miethe wohnt, so sagen sie, er ist Kammerherr geworden. Ein Freudenmädchen heißt eine aus der alten Familie u. dgl. m.

Ohne die reizende, mannigfaltig schöne Gegend um Aachen, giebt es in der Nähe verschiedene anmuthige, romantische Flecke. Dahin ist das alte Schloß Frankenberg zu zählen, das nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist, und seiner altväterlichen Form, seiner Oede, und des stillen heimlichen Lustwäldchens wegen, für den die Einsamkeit suchenden Waller viel Anziehendes hat. Ein Wirthshaus, die Eremitage genannt, verdient den Gang einer

Stunde,

Stunde, wegen des daneben liegenden schönen Tannen-Gehölzes.

Der Flecken Burscheid liegt einen Flintenschuß von der Stadt. Der kleine, ganz an einem Berge unregelmäßig angebaute, Ort, enthält 2000 Menschen in seinen wenigen Häusern, die sich sämmtlich vom Tuch- und Nadelmachen nähren. Die Burscheider Quelle ist noch wärmer als die Aachner, enthält demungeachtet weniger Schwefel, aber mehr Alkali. Elliot der bekannte Vertheidiger Gibraltars, fand hier sein Grab. Er hatte eine Lähmung am Arm, wollte solche durch das heiße Wasser heben; setzte sich so siedend, als es an den Felsen sprudelt, hinein, und starb am Schlage im Gehirn.

In dem Dorfe Vaels liegt die reformirte Kirche, in welcher die Aachner Einwohner, der reformirten Religion zugethan, ihren Gottesdienst halten. Der Flecken besteht fast nur aus Tuchmanufaktur-Gebäuden, und den Häusern, welche die dazu gehörenden Arbeiter bewohnen. Alle gehören der Familie von Clermont, deren Vater den Ort anbaute, vor einigen Jahren starb, von allen Armen der Gegend nachgeweint. Er war wohlthätig bis zum Verschwenden, und so liebreich gegen seine Arbeiter, daß nie einer seinen Herrn in ihm sah. Die Fabriken in Vaels ernähren eine

große

große Menge Menschen. Die hier verfertigten Tücher gehen größtentheils nach Rußland, der Türkei und Aegypten. Diese Länder verbrauchen viel rothes Tuch, das hier von vorzüglicher Schönheit verfertigt wird; so wie man überhaupt zugeben muß, daß Aachen unter den vielen, in dieser Gegend befindlichen, Färbereien es am weitesten gebracht hat, und den Tuchen vorzüglich das schönste Roth giebt. Man will dem seifenartigen, weichen Wasser des durch die Stadt rennenden Seydelbaches diesen Vorzug zuschreiben. Vaels stand unter holländischer Bothmässigkeit bis zur Ankunft der Neufranken in diese Gegend.

Und so fahre dann wohl, alte, ehrwürdige Stamm-Mutter der freien Städte Deutschlands! Deine Verwandlung von einem unabhängigen Staate zur Municipal-Stadt eines siegenden, freien Volkes, mag Dir zur Buße gereichen, für die Gleichgültigkeit, womit Du seit so langen Jahren das Gemeinwesen Deines Staats behandeltest, für die dithyrambische Wuth, womit Du seit Jahrhunderten Deine angestammte, wohlgeordnete, freie Verfassung selbst zerfleischtest. Träfe diese harte Züchtigung doch nur den Theil derer, die in den letzten Zeiten wie Raubthiere den

Staat

Staat aussogen; die wie betrunkene Weiber das Ruder einer freien Regierung führten; und in der Völlerei ihres unbürgerlichen Stolzes die verworfenste Despotie übten. Aber wenden wir uns weg von diesen eckelhaften Carricaturen der Civilisation, und kehren in das kleine Gingen ein, worin Rechtschaffenheit und Betriebsamkeit, mit der goldenen Freiheit gepaart, unter jedem Dache wohnen, und wo wir am Schlusse des fünften Bandes eintrafen.

XX.

XX.

G i n g e n.

Die kleine freie Reichsstadt Gingen liegt an dem ebenfalls sehr kleinen Flüßchen Brenz, mitten in der würtembergischen Herrschaft Heidenheim. Sie hat auf der schwäbischen Bank beim Reichstage die 31ste, beim Kreise unter den Städten die 23ste Stimme. Ihr Kreis-Anschlag ist 36 Rthlr. Zum Kammerzieler zahlt sie 27 Rthlr. 6 Kreuzer.

Die Stadt liegt in der Ründe; hat 500 Häuser, und 1857 Einwohner, unter welchen 466 Bürger sind. Sie ist mit einer Mauer umgeben, die vor kurzem neue Thore erhalten hat. Ihre Straßen sind von der Natur selbst gepflastert, denn man geht auf dem natürlichen Felsen, der sogar Marmor ist.

Die

Die Einwohner nähren sich vom Ackerbau, Strumpfstricken, Leinweben, und den Gewerken. Vor dem Ausbruche des Türkenkriegs ward hier viel Kattun gewebt, der auf der Donau selbst bis Konstantinopel versandt wurde. Dieser Nahrungszweig hat seit dem Türkenkriege völlig aufgehört.

Die Stadt hat auch eine große Leinwandbleiche, welche für die vorzüglichste in Deutschland gehalten wird. Nirgends bleicht die Leinewand schöner, als hier. Man schreibt es dem feinen Wiesengrase, welches die Felsenthäler deckt, zu. Ganz Franken sendet seine Leinwand hieher zum Bleichen. Die Bleiche ist für Rechnung des Stadt-Aerariums verpachtet.

Der Stadtrath besteht aus zwei Bürgermeistern, zehn Rathsherren, und einem Syndicus. Dieser allein ist ein Gelehrter, die übrigen sind sämmtlich Bürger der Stadt. Den Freitag vor Oculi legt das ganze Raths-Collegium seine Stellen nieder, und wählt den folgenden Sonntag darauf sich wieder selbst. Wer sich während dem verflossenen Jahre eines Mackels schuldig gemacht hat, der fällt durch, und man wählt an seiner Statt einen andern. Der Syndicus hat einen großen Einfluß auf die Regierung der Stadt. Der jetzige ist ein allgemein geschätzter Mann.

Seit 40 Jahren hat die Stadt nur Eine Appellationssache nach Wetzlar gehabt, und diese betraf einen Rathsherrn selbst, den man seiner Würde entsetzt hatte, weil er, ein verheiratheter Mann, seine Magd geschwängert hatte. Das Urtheil ward vom Kammergerichte bestätigt.

Während den letzten 36 Jahren hat die Stadt nur Einen Inquisiten gehabt. Dies war eine Kindermörderin. Sie wollte die That nicht eingestehen, ob gleich die Umstände sehr wider sie zeugten. Man schickte die Akten, um ein Gutachten zu erhalten, nach der Universität Tübingen. Hier ward auf alle fünf Grade der Tortur erkannt. Die Inquisitin bekannte beim ersten; widerrief aber nachher. Man gab ihr den zweiten; sie bekannte, und revocirte wieder. Der Magistrat war nicht so hartherzig, als die Lehrer der Universität Tübingen. Sie ward nicht weiter torquirt, und erhielt nach dreijähriger Zuchthaus-Strafe ihre Freiheit.

Im Zuchthause sind seit 33 Jahren nur zwei Züchtlinge gewesen, jetzt stand es leer, so wie auch das Hospital.

Die Stadt-Einkünfte sind in den Händen des Syndicus, und zweier Rathsherrn. Im Jahre 1760 war die Stadt noch 57000 Gulden schuldig.

Diese

Diese hat sie abbezahlt, und ist jetzt völlig Schuldenfrei. Der Bürger zahlt nichts, als ein Drittel Procent von liegenden Gründen, und ein halb Procent vom Kapitale. Dagegen erhält jeder Bürger jährlich unentgeldlich drei Klafter Brennholz.

Die wenigen Güter, welche die Stadt besitzt, sind einzelne Höfe, die in der Pfalz und im Würtembergischen zerstreut umher liegen. Die Felder der Bürger liegen auf Würtembergischem Boden um die Stadt herum.

Das Klima ist sehr gesund, man kennt ausser den Blattern keine Epidemie, aber auch die Inoculation der Blattern ist hier noch völlig unbekannt. Von 37 Menschen stirbt hier jährlich einer, und die Stadt hat keinen Arzt.

Würtemberg hat neben der Kirche einen Platz, der ihm, nebst den darauf stehenden Ruinen der alten Kirche, gehört. Auch hat es die Untergerichtsbarkeit, aber keine ausübende Gewalt.

Mit Würtemberg hat die Stadt zwar keine offene Fehde, sie wird aber, wie alle Reichsstädte von ihren fürstlichen Nachbaren, bei der kleinsten Veranlassung geneckt und mitgenommen. Ja, bei Kormangel, und großer Theurung, hat die Stadt sich schon genöthigt gesehen, ihr Korn aus Italien zu holen, weil die

gänze fürstliche Nachbarschaft ihr den Einkauf versagte. Ja, man nahm dem Bürger, der in einem Würtembergischen Dorfe für einen Kreuzer Brod kaufte, diesen Bissen an der Gränze wieder ab.

Die Stadt ist evangelisch. Die beiden Prediger werden gut besoldet. Beichtgeld wird nicht gegeben. Eine Leiche wird an den Prediger mit einem Gulden, eine Copulation mit 40 Kreuzern, eine Kindtaufe mit 20 Kreuzern bezahlt.

Es scheint, als wenn dem Luxus seit der Erbauung der Stadt die Thore gesperrt gewesen sind. Hier geht alles an den Wochentagen in seiner Arbeitskleidung. Blos am Sonntage ist man schwarz angezogen, denn nur in dieser Kleidung kann man hier dem Gottesdienst beiwohnen. So arm Gingen an Prunk und Staatsmachen aller Art ist, so besitzt es dagegen einen Reichthum, der sonst schwerlich wohl irgendwo anzutreffen seyn möchte. Es hat keinen Bettler, nicht einmal einen recht armen Einwohner.

Das höchste Bachanal der Bürger bestehet im frischen Braunbier. Die Brauer losen zu jedem Sonntage um den Brau. Welchen die Reihe trifft, dessen Haus ist nicht allein von einheimischen und benachbarten Biertrinkern gefüllt, sondern alles, jung und alt, wandert mit Kannen und Biergefäßen dieser Nektar-Quelle zu.

Eine

Eine friedsamere, verträglichere, und einem patriarchischen Familienleben näher kommende Stadt, als das gute Gingen, wird man in Europa sehr schwer haben nachzuweisen. Hier tönt kein Hader, der Neid schleicht nicht umher; und die Verläumdung würde ihre Pfeile vergeblich abstümpfen, denn man kennt sich, und schätzt jeden nach seinen Handlungen, und seiner Lebensweise; die hier keinen falschen Schein annehmen kann, und sich immer ihrem eigenthümlichen Gehalt nach äussert. Wer hier ein Laster begeht, der kann nur gleich die Stadt meiden, denn er ist von allen seinen Mitbürgern gemieden und verachtet. Keiner lebt unordentlich und ausschweifend; ein jeder arbeitet; keiner ist unzufrieden, denn jeder besitzt fast soviel wie der andere; man ist in Wahrheit gottesfürchtig, weil Religion keinen in seinem praktischen Leben geniert, und bei den Uebeln, die den Menschen sowohl hier als überall treffen, Religion immer sichtbaren Trost gewährt. Bestechungen, erkaufte Justiz, Unterschleif, Familienprotectionen, und ähnliche Unbilden, sind Fremdlinge in Gingen. Der Syndicus, der die wenigen Justizsachen abmacht, ist seit vielen Jahren ein redlicher Mann gewesen. Die Bürger haben sich in seiner Wahl nie übereilet; haben immer gesucht, den Rechtsgelehrten

lehrten zu erhalten, der in ihrer Gegend den beßten Ruf genoß, ihn dann sehr anständig bezahlt, und achtungsvoll behandelt. Alle Veränderungen und Verbesserungs-Vorschläge, das öffentliche Wesen betreffend, werden erst mit dem Bürger freundschaftlich abgesprochen, ehe sie zum öffentlichen Antrage kommen. Findet sich, daß die Mehrheit dagegen ist, so unterbleibt der Vorschlag. Ein sehr gutes Mittel, um politischer Zwietracht, Groll und Parteisucht vorzubeugen. Die Einwohner haben sich nie über ihre große Mittelmässigkeit erhoben. Lebensunterhalt, und ein abwehrender Wohlstand gegen die ersten Anfälle der Noth, war alles, was sie von einem arbeitsamen Leben erwarteten. Kein Singer ging auf Reisen, dafür sahen sie auch nie fremde Gecken in ihren Mauren. Kein Schauspieler darf hier spielen; keine Bären und Affen tanzen, und wenn vielleicht das Schibolet unserer Zeit, das Wort Philosophie, in Singen in Jahr und Tag nicht ausgesprochen ward, so sind die Bewohner desselben doch nicht minder sehr practische Philosophen. Ohne das Wort Metaphysik der Sitten zu kennen, und ohne etwas von dem Unterschied vollständiger und unvollständiger Pflichten zu ahnden, übt ein jeder beide Gattungen treu und eifrig aus, er sorgt für die Seinigen, und ohne jemanden

zur

zur Last zu fallen, hilft er andern ihr hartes Schicksal tragen. Jeder folgt und erfüllt die Gesetze der Natur, und wenn der Tod kömmt, so legt ihm sein Gewissen das Kopfküssen sanft. Möge euer guter Genius, der euch bisher vor der Welt so wohlthätig verheimlicht hat, euch noch lange der Aufmerksamkeit dieser Welt entziehen! Möge er euch immer in der Unbedeutsamkeit erhalten, daß ihr, selbst für die Habsucht der Erdengötter, zu unwerth bleibt; und eure äußere Sitten immer die ungeschliffene Form tragen, daß es den Aufklärern und Freiheitsmännern dieser und aller Zeiten eine zu undankbare Arbeit scheinen möge, so zottige Bären rein zu lecken!

Gleich hinter Gingen fängt das Land an, sich zu ebenen. Man kömmt in einen dichten, gesunden Buchen- und Erlenwald. Wo dieser aufhört, geräth man zwischen die gesegnetsten Kornfelder, die bis Lauingen fortgehen.

Lauingen, ein Städtchen an der Donau, liegt zwischen Gundelfingen und Dillingen. Auf einer kaum zwei Meilen langen Weite liegen diese drei Städte, sämmtlich an der Donau. Unter ihnen ist Gundelfingen die kleinste. Die Stadt Lauingen hat das ausschliessende Privilegium, daß von allen ankommenden und abgehenden Gütern Dreiviertel von allen Zollabgaben nachgelassen ist.

ist. Auch ist hier das Salzlager für den auswärtigen Salzhandel; und es gehen wöchentlich zwischen Straßburg, Stuttgard und Lauingen bestimmte Fuhrwerke, so wie auch ein ordinaires Schiff alle Woche nach Wien von hier abgeht.

Der Ort ist hübsch gebaut; hat massive Häuser, ansehnliche Kirchen, und mehrere Klöster. Ein im Jahr 1786 neu erbautes Rathhaus ist ein schönes Gebäude von einfachem und edlem Ansehen.

Am Markte steht das sogenannte Specereihaus. Es hat einen hohen Thurm, an welchem mehrere Stadt-Geschichten mit grellen Farben hingemalt sind. Unter andern ein großes, schönes, in vollem Rennen begriffenes, Pferd, mit dessen Beschreibung in Reimen. Ein kleines Männchen, das einen Riesen mit einem Dolch in die Stirne sticht, und den Goliath tödtet. Es soll einen Lauinger Bürger vorstellen, der einen Türkischen Befehlshaber auf die Art überwand. Für diese That erwarb der beherzte Lauinger seiner Vaterstadt, vom Kaiser Maximilian, den Mohrenkopf zum Stadtwappen, und das Vorrecht, mit rothem Lack siegeln zu dürfen. Auch eine Fräulein Besselina, die hier im Jahre 1260 soll gewohnt haben, ist abgebildet, und als sehr schön und verständreich gepriesen. Neben ihr steht ein kolossalischer

Mann,

Mann, der als ein berühmter Wunderarzt geschildert wird.

Der Weg von hier bis Höchstädt ist eine vortrefliche Chaussee, die bis Dillingen nach der Schnur angelegt ist. Höchstädt ist ein kleiner Ort, der einen geräumigen Markt, und ein ansehnliches Rathhaus hat. Das Städtchen ist berühmt wegen der Schlacht, die zwischen ihr und dem Dorfe Blendheim im Successionskriege vorfiel.

Das Dorf Blendheim liegt eine Stunde von Höchstedt, und nur einen Flintenschuß von der Landstraße hart an der Donau. Vom Dorfe läuft ein Graben, der Napf genannt, unter der Chaussee weg, und verliert sich in einer kleinen Wiese, neben zwei alten, dem Absterben nahen, Weiden. Unter diesen Bäumen stand der Marschall Tallard, als er gefangen ward. Mein Führer, ein alter Schäfer, hatte dies aus dem Munde seines Vaters, der die Schlacht aus seiner Hütte mit ansah. Jetzt hatten sich fünf Gänse, gegen den dichten Staubregen, unter diese kahlen, wenig Schutz gebenden, Bäume geflüchtet. Es ist unbegreiflich, wie der französische Feldherr seine vortheilhafte Position jenseits der Donau verlassen, und im Angesichte des Feindes diese nachtheilige Stellung nehmen konnte. Die Alliirten waren nicht allein

durch

durch einen bewaldeten Bergrücken gedeckt, sondern ihr linker Flügel stand an Donauwerth appuyirt. Dagegen hatten die Franzosen unbedeckte Flügel, und die Donau im Rücken, über welche bei einem Rückzuge es so schwer zu retiriren war; was sie auch erfuhren, denn ohne vier und zwanzig Bataillons, die gefangen wurden, ersoffen weit mehr Franzosen, als auf der Wahlstatt blieben. Wollte der Marschall durchaus diesseits der Donau Posto fassen, so mußte er eine starke Stunde weiter hinauf rücken, und den Bergsrücken, der hier bis an das Donau-Ufer geht, durchaus besetzen. Am beßten würde er gefahren seyn, wenn er jenseits des Flusses geblieben wäre. Hier hatte er die nämliche vortheilhafte Stellung, welche den Alliirten auf dieser Seite zu Gute kam. Ja, sie war noch stärker; denn er hatte die Donau hart vor sich, und es würde den Alliirten sehr schwer geworden seyn, den Strom zu passiren, und den Feind aus dieser Stellung zu verdrängen. Das Blut der Franzosen ist für die Erde dieser Gegend ein segenreicher Dünger geworden, denn nie sah ich blühendere, reichere Kornfelder, als auf diesem Wahlplatze.

Gleich hinter Dillingen hören die Ziegeldächer in den Dörfern auf, alles ist mit Stroh gedeckt. Es ist unglaublich, wie sehr diese schneidende, mit einmal ein=

eintretende, Abwechselung dem Auge des Wanderers auffällt. Ein rothes Dach schimmert schon in weiter Ferne, es hebt die Unterscheidung, und macht einen grellen Kontrast mit allem, wovon es umgeben ist. Ein Strohdach sieht unscheinbar, leblos und arm aus. Indessen ist es der Natur weit angemessener, seine bescheidene Anspruchlosigkeit paßt weit besser zu einer ländlichen Wohnung, als das schreiende, rothe Steindach, das zwischen der sanften, grünen Natur würklich mit Prahlsucht hervorblickt.

In dieser Gegend herrscht unter den Landleuten die sonderbare Gewohnheit, daß bei der Verheirathung einer Bäuerin, und während der Hochzeitsnacht, jeder Liebhaber, der sich vergeblich um sie beworben hat, den Weg von seiner Wohnung bis zum Hause der Neuvermählten, mit ausgedroschenem Dünkel und Waizenspreu bestreut. Es war den Tag vorher in einem Dorfe, nicht weit von Blendheim, eine Hochzeit gewesen; die Braut hatte sechs Körbe ausgetheilt. Eben so viele dick mit Spreu bestreute Wege gingen zu ihrem Hause. Die Dorf-Schönen sollen sich auf die Menge solcher Wege etwas viel zu Gute thun, und es gehört mit zur Kokketterie, sich viele Spreuwege zur Hochzeitsnacht anzuschaffen. Die Bauren, die sich durch diese Albernheit selbst gegen einander lächerlich

lich machen, sind nicht so gescheut, den eitlen Dirnen ihr Spiel zu verderben, und das Spreustreuen zu unterlassen. Doch mögte dieses wohl nicht helfen, denn da es in einem Dorfe nie unbekannt bleibt, wer von einem Mädchen abgewiesen worden, so würden so einem Durchgefallenen, wenn er es selbst unterließe, seine Nachbaren den Weg wohl noch dicker bestreuen.

In dieser ganzen Gegend herrscht viel Bigotterie. Alle Häuser sind entweder mit einer Mutter Gottes, oder doch wenigstens mit den Wörtern: «Gelobet sei Jesus Christus in Ewigkeit" bemalt. Es war an einem Feiertage, als ich durch diese Gegend kam, und die Landstraße war mit Wallfahrern gefüllt, die von Mutter Annen zurück kamen. Die mehrsten Haufen bestanden aus 20 bis 30 Personen. Der Vorderste las das Evangelium, und so wie er eine Periode ausgesprochen hatte, schrie alles: «Heilige Mutter Gottes Maria, bitte für uns arme Sünder." Dabei ließ jeder einen Knopf seines Rosenkranzes fallen. Diese Aufzüge machten einen ängstlichen, schwermüthigen Eindruck. Die Menschen gingen alle niedergedrückt, gepreßt, und wie von schweren Gewissen belastet einher. Sie glichen den unglücklichen Ketzern, die von der heiligen Inquisition zum Scheiterhaufen

ge-

geschleppt wurden. Wie verschieden von meinen geselligen Pilgern bei Ulm, die ihren Morgengesang mit so heiterer Stimme sangen, und ihren von Andacht beseelten Blick mit froher Erhebung zum Himmel wandten!

Donauwerth, drei Stunden von Höchstädt, liegt an der Donau, wo die Wernitz hineinfließt. Sie war sonst eine kaiserliche freie Reichsstadt, ward 1607 von den Baiern im Besitz genommen, und 1782 von dem schwäbischen Reichs-Convent, ohne zureichende Gründe, für eine unmittelbare baierische Landstadt erklärt, welches auch 1785 auf dem Reichstage zu Regensburg bestätigt ward.

Hart an der Stadt liegt der Schellenberg, auf welchem die Baiern im Jahre 1704 von den Alliirten geschlagen wurden.

Die Stadt hat eine vorzüglich schöne breite Gasse; sie ist überhaupt nicht schlecht gebaut; die Häuser haben fast alle an der Façade Malereien; das Pflaster ist gut, und wird sehr reinlich gehalten.

Die Kirchen sind für den Ort sehr groß, hell, und mit Gemälden von verschiedenem Werthe geziert. An einer Kirchhofsmauer ist ein Oelberg; Christus, nebst den drei schlafenden Jüngern, in Stein vortreflich ausgehauen. Daselbst findet sich auch eine Märter-

Geschichte

Geschichte hinter Glas gemalt, sie ist ungemein ausdrucksvoll, nur Schade, daß sie zum großen Theil verwittert ist. Eine sonderbare Vorstellung findet sich an der Kirchenthür. Es ist ein Altar, auf welchem immer zwei Lichter brennen, zwischen diesen steht ein Frauenzimmer-Pantoffel, vor dem Altare kniet eine Maria, mit einer Violine unter dem Arme. An der Kirchenmauer sind eine Menge Epithaphien zu lesen, die eine starke Titelsucht der Einwohner Donauwerths verrathen, so z. B.: «Hier ruhet die Frau Garnisons- und Stadt-Doctorin." — «Die Frau Stadt-Pflegerin." — «Die Frau Stadt-Zahlmeisterin." — «Die Frau Salz-Einnehmerin." — «Die Frau Kammer-Räthin, Stadt-Beamtin, und Salz-Zahlmeisterin." — Das letzte war vom Jahre 1783.

In der Pfarrkirche liegen die Gebeine des heiligen Vicentius und Faustinus begraben. Sie ruhen in einem gläsernen Kasten, und sind in rothen Sammt, reich mit Perlen besetzt, gekleidet. Ueber diesem Grabmahl hängen ein paar schöne Gemälde, den Tod der Heiligen vorstellend; Vicentius ist mit mit vielen Pfeilen durchschossen, Faustinus stirbt auf dem Bette. — Im Chore ist ein anziehend schönes Gemälde. Maria sitzt und näht, dabei blickt sie in ein vor ihr aufgeschlagenes Buch; zu ihren Füssen spielen ein

paar

paar Tauben. Das Ganze hat viel Sanftes und Liebevolles, und ist auch mit ähnlichen zarten Farben dargestellt. — Eine Sonderbarkeit, die mit einer oben erzählten viel Aehnliches hat, findet sich in dieser Kirche. Ueber einem Altar hängt ein am Kreuze geheftetes Frauenzimmer. Sie hat nur einen Pantoffel an, der andere steht auf dem Altare. Die Legende erzählt: Dies stelle eine Princessin vor, die sich gegen den Willen ihres Vaters habe taufen lassen. Dieser habe sie deshalb zum Kreuze verdammt. Wie sie noch lebend da gehangen, kömmt ein Spielmann vorbei, und geigt der armen Leidenden, bis sie verschied, seine Lieder vor. Aus Dankbarkeit warf sie ihm kurz vor ihrem Tode einen ihrer goldenen Pantoffeln zu. — Ein anderes Gemälde stellt den heiligen Ignatius von Lojola vor; er tritt einen gefesselten Mann auf die Brust; in der einen Hand hält er ein Buch, worin geschrieben steht: Ad majorem Dei Gloriam. Dabei blickt er mit drohendem Trotz zum Himmel, aus welchem eine Dreieinigkeit sich sanft und wohlwollend zu ihm herabneigt. — Ein heiliger Aloisius, dem der Kopf abgehauen ist, und dessen Rumpf sich wieder von der Erde emporrichtet, ist besonders ausdrucksvoll dargestellt. Man glaubt den Körper sich heben zu sehen.

In

In der Pfarrkirche ist eine Kapelle, zu welcher der Eingang von dem Kirchhofe führt. Sie ist immer offen. Auf dem Altare brennen zwei Kerzen. Die Wände und das Gewölbe sind mit lauter Menschenschädeln ausgetäfelt, und so künstlich an einander gereihet, daß nirgend eine Lücke sichtbar ist. Für einen mit diesem Orte Unbekannten ist diese seltsame Verzierung ein überraschender Anblick. Der Tod, der uns in diesem engen Raum mit tausend seiner Opfer umringt, dünkt uns sehr nahe, und wie auf der Ferse sitzend. Die tiefe Dämmerung der Kapelle, die nur von zwei, matten Schein gebenden, Lichtern erhellt wird, vermehrt das Schaudervolle. Jeder Todtenkopf grinst uns an, und man wähnt, daß so viele, die Zähne bleckende Menschenschädel ein armes Wesen ihrer Gattung, welches das, was sie sind, auch unausweichbar werden muß, auch auf der Stelle fest halten mögten. Ich ging einige male nach diesem reichhaltigen Memento mori; immer machte es Eindruck, aber den ersten Anblick erreichte keiner; dieser war in der That erschütternd, ja grausend.

Die Kirchen sind reich an silbernen und goldenen Gefäßen. In der Pfarrkirche zeigt man unter andern vier große silberne Figuren, welche den heiligen Jacob, Sebastian, Rosolarius und Bernhard vorstellen sollen.

Sie

Sie sind von der Bürgerschaft hieher geschenkt worden, als die Pest, welche die Stadt verheerte, anfing aufzuhören.

Auf dem Thurm der Pfarrkirche hängt eine kolossalische Glocke. Auch zeigt man eine in die Wand gemauerte Falkonetkugel, welche die Schweden, vom Schellenberge aus, hier hinein geschossen haben sollen. Die Kirche liegt hoch. Der Thurm ist noch höher. Man genießt deßhalb oben eine gar herrliche Aussicht über die romantische Donaugegend. Unter den vielen Klöstern, die man erblickt, zeichnet sich das Kloster Kaisersheim aus. Es ist sehr reich, prachtvoll gebaut, und die Mönche stehen im Ruhm einer verschwenderischen Gastfreiheit.

Die Stadt ist ganz katholisch. Die Hauptnahrung der Einwohner kömmt von der sehr starken Durchfuhr der Kärner, Frachtwagen und Posten her, deßhalb ist fast jedes Haus ein Gasthof.

Das Frauenzimmer vom Mittelstande, und die Dienstmädchen, kleiden sich ungemein vortheilhaft. Sie gehen bloß mit einem Schnürleib und in Hemdsärmeln. Das Küchenmädchen, welches die Straße fegt, hat ein sehr feines Hemd und elegante Hemdsknöpfe. Sie sind sehr gut gewachsen, tragen ihre reichen Haare in

einem leichten Chignon, entweder bloß, oder durch ein kleines, mit einer Tresse besetztes, Sammtkäppchen bedeckt.

Ein übergroßes militairisches Misverhältniß findet sich bei der hiesigen Hauptwache. Sie ist mit vier Mann und sechs geladenen Kanonen besetzt.

Von Donauwerth nach Neuburg muß man durch das Städtchen **Rain**, in dessen Nähe eine strenge Mauth angelegt ist. Wenn man diese im Rücken hat, fängt die Gegend an, wieder waldigt zu werden, und die Ebene hört auf. Sobald als man das Donau-Ufer erreicht, sehen wir wieder die Gebirge um uns her. Die Ufer des Stroms sind an manchen Stellen wie aufgethürmt, an andern sehr flach. Eine Kalkstein-Chaussee führt bis Neuburg an dem Flusse hin. Bei schönem Wetter mag der Weg sehr gut seyn, aber jetzt regnete es, hatte schon mehrere Tage geregnet, der Kalk war aufgeweicht, und es kostete Mühe, die Beine loszuwinden. Auf dem ganzen Wege war der Landmann mißvergnügt, weil das Getreide so wenig galt. Bei solchen Preisen müßte man Hungers sterben, meinten sie. Welch ein Welt voll Widersprüche!

XXI.

XXI.

Neuburg.

Das Herzogthum Neuburg, in welchem diese Stadt Neuburg die Residenz war, ist eine der fruchtbarsten Provinzen Baierns. Es hat vortrefliche Waldungen und vorzüglich starken Hopfen- und Flachsbau. Die Nadel- und Drathfabriken, die Glashütten, die Schneid- und Papiermühlen, sind dem Lande sehr wichtig.

Das Herzogthum hatte im Jahre 1780 135735$\frac{3}{4}$ Jucherte Aecker. 40049$\frac{7}{8}$ Jucherte Wiesen. An Gärten 4864$\frac{7}{8}$ Jucherte. An Teichen 4907$\frac{1}{4}$. An Walduigen 41231$\frac{5}{8}$ Jucherte, und an öden Plätzen 2767$\frac{1}{2}$ Jucherte.

Das Steuerkapital an Aeckern und Wiesen, von Häusern und Nahrung war: 3525964 Gulden, 39 Kreuzer.

Der gemeine Vermögenszustand war an jährlichen Einkünften 30861 Gulden, 21 Kreuzer; jährlicher Ausgaben 32309 Gulden, 29 Kreuzer; die Gemeinen-Schuld bestand in 35295 Gulden, 6 Kreuzern. Das Herzogthum enthielt 16632 Ochsen, 30700 Kühe, 22030 Rinder, 9416 Pferde, 13165 Schaafe, 12663 Schweine.

Im Lande waren 354 Kirchen, 152 Pfarrhäuser, 131 Schulhäuser, 9055 Scheunen, 264 Mahlmühlen, 1264 Gemeindehäuser, 15791 Bürger- und Bauren-häuser, 17253 Feuerstellen, 18971 Haushaltungen, 14057 lebten in der Ehe, 954 waren Wittwer, 1661 Wittwen, 2827 Beisassen, 17974 Männer, 18320 Weiber, 19768 Söhne, 21592 Töchter, 5134 Knechte, 5871 Mägde; Summa sämmtlicher Seelen: 88659, auf 52 □ Meilen, welche das Herzogthum Neuburg groß ist.

Unfähig, sich zu ernähren, waren von diesen 1949; unter welchen 380 Männer, 791 Weiber, 294 Söhne,

und

und 484 Töchter. Verehlicht hatten sich in diesem Jahre 7012 Paar. 1176 waren mehr gebohren als gestorben.

Das Herzogthum hat einen dreifachen Stand: der Prälaten-, Ritter- und Bürger-Stand. Sie halten öfters Landtage oder engere Ausschüsse, sie haben ihre Land-Marschälle, Landschafts-Commissarien, Land-Obristen, Kanzler und Räthe, welche ein besonderes Kollegium zu Neuburg sitzen haben. Die beiden ersten Stände zahlen wenig, der ganze Ritter-Stand entrichtet jährlich nur 1400 Gulden.

Die Stadt Neuburg liegt auf einer starken Anhöhe. Sie ist klein; ihre Vorstädte, die unten am Fuße des Berges herum liegen, sind weitläufiger. Die Stadt an sich, mit dem Schlosse und der schönen Jesuitenkirche, präsentirt sich ungemein gut, und soll nach einer treuen Abbildung des gegenwärtigen Jerusalems angelegt seyn.

Man hat hier große und weitläufige Vestungs-Anlagen gemacht, die aber bloß im Werden liegen, und nur abgestochen sind. Würden sie ausgeführt, so wäre Neuburg eine der ersten Festungen Deutschlands.

Die

Die Stadt hat in einem Abstande von zweihundert Schritt vier Kirchen. Die Jesuiter-Kirche, welche jetzt den Malthesern gehört, ist ein helles, großes Gebäude. Sie hat vortrefliche Gipsarbeiten, und sehr gute Gemälde, von den ersten jetzt lebenden Künstlern Deutschlands; unter welchen sich Christi Himmelfahrt, und Maria mit dem Kindlein, zu welchen die drei Könige kommen, besonders auszeichnet. Die andern Kirchen sind die der Karmeliter, und die Pfarr- und Schloß-Kirche. Diese enthalten nichts Bemerkenswerthes.

Das Schloß liegt auf dem höchsten Fleck der Anhöhe, und hat eine vortrefliche Aussicht. Es ist groß, weitläufig, und ziemlich modern gebaut. Alle Vorplätze sind mit Hirschgeweihen geziert, zwischen welchen alte Gemälde prangen.

Das Archiv auf dem Schlosse ist sehr reichhaltig, und in der größten Ordnung. Der jetzige Archivar, der Regierungsrath Rothe, hat das Verdienst um diese Seltenheit eines Archivs. Es enthält allein 36000 Urkunden. Unter andern Merkwürdigkeiten findet sich darunter auch eine Menge Hexen-Processe. Eine Sammlung von griechischen, und medicinischen

Büchern

Büchern in allerlei Sprachen, ist vom Herzog Philipp Ludwig zusammen gebracht. Darunter ist auch ein medicinisches Manuscript sehr alt, das sich folgendermaßen anfängt: « Gott hat vier Elemente gemacht. Der Mensch besteht aus allen Vieren. Zwei Löcher sind in dem Mund; in das eine geht Speise und Trank, in das andere geht die Luft und die Hitze zu den Lungen, warum sie als ein Blasebalg ist über dem Herzen, damit sie die kalte Luft an sich zieht, und die Hitze mit dem Athen einzieht. Der Magen ist allezeit heiß, damit sich die Speise darin dauen und sieden kann, und ist als ein Koch und ein Knecht, wann er allen Gliedern die Speise bereitet. Die Feuchtigkeit hat er von dem Trinken, die Hitze und das Feuer hat er von dem Herzen. — Unter mehrern sonderbaren Manuscripten sah ich eine Abschwörung eines Jesuiten in Gegenwart Herzogs Wolfgang zu Lauingen, im Jahr 1560. — Einen weitläufigen Schrift-Wechsel über eine junge Herzogin von Birkenfels, die hysterisch war, und von der man glaubte, sie sei vom Teufel besessen. Das Resultat der Aerzte fiel dahin aus, sie solle heirathen. — Eine Proceß-Akte über eine Herzogin von Birkenfels, die sich von einem böhmischen Edelmann hatte heirathen und schwängern lassen. — Eine große Sammlung von den Herzogen von Neu-

burg

burg eigenhändig geführter Protokolle, gegebener Instruktionen, und geschriebener Gesetze.

Die Stadt hat 5300 Einwohner, nebst 800 Mann Garnison; diese sind in einer sehr schön gebauten Kaserne einquartiert, die für 1600 Mann Platz hat. Die Einwohner leben vom Feldbau, von den Dicasterien, und der starken Passage durch die Stadt.

In einem Zuchthause, das vor acht Jahren angelegt war, saßen 45 Gefangene, die mehrsten unter ihnen waren Diebe. Einer hatte einem siebenjährigen Mädchen Gewalt angethan. Sie schleifen Brillengläser, kratzen Wolle, einige webten Schleier, auch Leinewand. Die Weiber spinnen Wolle und Flachs. Sie erhalten nur einmal des Tages zu essen; dieses besteht in einer kärglichen Portion Fleisch, Gemüse, Suppe und zwei Pfund Brod. Kein anderes Getränk als Wasser. Die mehrsten waren dazu mit schweren Ketten beladen. Diese 45 Züchtlinge kosteten im letzten Jahre 3000 Gulden zu unterhalten; sie hatten mit ihrer Arbeit 1600 Gulden verdient.

In diesem Hause saßen noch zwei Frauenzimmer, die für wahnsinnig ausgegeben wurden. Sie sollen

beide

beide von sehr guter Familie seyn, aber man bewahrte ihre Namen wie ein strenges Geheimniß. Die eine mochte noch keine zwanzig Jahre alt seyn. Es war ein schönes Mädchen, mit ein paar großen, sanften, blauen Augen, einer griechischen Nase, und sehr feinem Teint. Es muß eine vollkommne Schönheit gewesen seyn, da diese schreckliche Wohnung ihre angenehme Bildung so wenig hatte verwüsten können. Sie saß in einer mit verdorbenem Stroh gefüllten Bettstelle, und hatte zur Bedeckung nichts als ein kleines rothes atlassenes Leibchen an, das halb weggefault war. Ich sprach mit ihr, und fand keine Spur von Wahnsinn in ihren Antworten, die alle sehr anpassend waren, und eine hohe weibliche Bescheidenheit verriethen. Ich hatte dem Aufseher versprechen müssen, der überhaupt sehr viele Schwierigkeit machte, sie sehen zu lassen: keine Frage über ihre Herkunft, noch ihr voriges Leben und Aufenthalt zu machen. Auf meine Frage, warum sie hieher gekommen? antwortete sie schüchtern und verlegen, « sie wäre ohne allen Unterhalt gewesen, und habe gebeten, man möchte sie doch in ein Arbeitshaus bringen. Sie habe geglaubt, in so einem Hause erhielte man Nahrung und Bedeckung für seine Arbeit. " — « Ihre Miene scheint anzudeuten, daß Ihnen nicht wohl ist? Schmerzt Ihnen

etwas? "

etwas?" — „Alles; aber wem sollte in diesem Hause auch nicht alles weh thun?" — Der Führer drohte. Sie schwieg. Der Aufseher sagte zu mir; „Sie müssen ihr nicht alles glauben, was sie sagt, sie hat sonst viel Umgang mit Mannspersonen gehabt, den vermißt sie wohl am mehrsten hier." — Das Wort viel empörte sie. — Viel! viel! wiederholte sie aufgebracht, nahm aber sogleich ihre freundliche, sanfte Miene wieder an, und sagte so offen und unbefangen als möglich, indem sie sich zu mir wandte: „Ich habe, dies gestehe ich, den Trieb der Natur gefühlt, und auch — gekostet. Aber, was der Herr dort von mir meint, deß bin ich auch nicht schuldig. Indessen bleibe er dabei, seine Meinung wird mich nicht schlechter machen." — Wie ich Abschied von ihr nahm, bat sie mich ungemein rührend, und mit einer Wehmuth, die das ganze Verlangen ihrer Seele, aus diesem Kerker zu kommen, ausdrückte, sie doch mitzunehmen. „Ach, ich will für Sie arbeiten, wie eine Sclavin, und wenn ich nicht zu arbeiten habe, will ich für Sie beten; nur so viel Schlaf will ich geniessen, als ich bedarf, um für Sie wieder beten und arbeiten zu können; ich will so wenig essen, als das Leben bloß zu unterhalten bedarf, und keine andere Kleider haben, als die mich bedecken, und damit ich mich nicht schämen

darf.

darf. Ach nehmen Sie mich doch mit!" Ich floh mit zerrissenem Herzen von dieser Unglücklichen, da ihre Errettung mir unmöglich war.

Die zweite war älter. Sie hatte hier schon länger gesessen, und sah verfallen und elend aus. Mein Begleiter sagte mir, sie sei vom Furor Uterinus besessen, sie habe sich schon siebenmal umbringen wollen, und einige mahle wäre sie so schwer verwundet gewesen, daß es ein wahres Glück gewesen war, sie wieder herzustellen. Ein Glück, am Leben zu bleiben, um an Ketten zu liegen! Sie ist von dem Churfürsten hieher gesandt, der auch monatlich acht Gulden aus seiner Chatulle für sie bezahlt.

Bei den Barfüssern werden die armen Kranken verpflegt; es waren jezt ihrer vierzehn dort, und sie wurden mit der äusserster Sorgfalt gewartet und bedient. Hier ist zugleich die einzige Apotheke in der Stadt. Diese war nicht zum Beßten versorgt. Der Ort hat keinen Arzt.

In einem Waisenhause, das ein Bürger vor wenig Jahren stiftete, und wozu er 115000 Gulden vermachte, waren fünf Kinder. Die beiden ersten

Klassen

Klassen der Normalschule haben hier ihre Wohnung. Die Mädchen von diesen Klassen gehen bei den Urseli- nerinnen.

Die Donau trägt den Namen des ersten deutschen Hauptflusses, und verdient ihn auch, in Hinsicht auf ihre Länge, und die vielen Länder, die ihre Wasser durchströmen. Aber sie ist ein gefährlicherer Nachbar für die Völker, die ihre Ufer bewohnen, als für das deutsche Reich der Türke jemals gewesen seyn mag, wider dessen Verwüstungen noch in den Litaneien mancher deutschen Städte eifrig gebetet wird. In diesem einzigen Jahre (1789, erst im September) hatten Schwaben, und die vorzüglich nächst daran gränzenden bairischen Länder der Oberpfalz, drei schreck- liche Ueberschwemmungen dieses räuberischen Flusses erfahren, und waren keinen Augenblick ihres Bodens, ihrer Feldfrüchte, und ihrer Wohnungen vor ihm sicher. Eine volle Woche mußte ich in Neuburg verweilen, wo ich gerade den Abend vorher angelangt war, als die Donau ihre letzte Austretung begann. Der an- haltende schwere Regen hatte nicht nur das Bett der Donau selbst ungemein geschwellt, sondern vornämlich auch den Schnee in den tyrolischen Gebürgen zu einem hohen Grade geschmelzt, und die nördlich lau-

senden

fenden Flüsse, besonders den Lech, eines der rasendsten Wasser Germaniens, so übermässig angehäuft, daß die natürliche Donau von dieser Vermehrung urplötzlich in einer Vergleichung anwuchs, als wenn ein Zwerg in einer Viertelstunde zu einem Riesen würde. Auf einmal war Neuburg von Wasser eingeschlossen; keine Posten konnten fort, und Niemand, selbst in einem Nachen, ohne Lebensgefahr an das jenseitige Ufer kommen. Ich habe den Greueln der Verwüstung oben vom Schlosse herab zugesehen, und bekenne, daß ich mir seitdem erst ein Bild von dem Anfange der ogygischen oder noachitischen Wasserfluth machen kann. Unter mir lag die Vorstadt. Da war keine Gasse mehr, und die theils halb, theils zum Drittheil eingewässerten Häuser standen wie künstliche Klippen über dem herrschsüchtigen Elemente. Es war nicht zu unterscheiden, wo eigentlich der Lauf der Donau sei; sie hatte kein Bett mehr. Doch nahm man noch in dieser Anarchie eine lange Brücke wahr, die auf die Landstraße führt. Unter derselben verführte der Strom sein gewaltigstes Toben, und jede Welle, jeder Tropfen zankte mit seinen Nachbaren über den Vorrang, die ehrenvolle Attake gegen die Pfosten zuerst zu unternehmen, abzuprellen, und den ungeheuren Lauf in den großen Schlund zum schwarzen Meere

hin

hin weiter fortzusetzen. Unbekümmert um die ihm untergebene Brücke, stand seitwärts an ihr der heilige, steinerne Märtyrer, Johann von Nepomuck, mit dem Siebensternenkranze ums Haupt, und herzte sein trautes Krucifixlein ruhig fort, als wäre er nicht nahe daran gewesen, daß die Donau ihm einen häßlichen Querstrich in seine Existenz und Brücken-Patronschaft gemacht hätte. Das Wasser ging nahe unter ihm her, und die rauschenden Wellen spülten schon an sein etwas niedriges Postament. Ich erwartete jeden Augenblick Jemanden von den Einwohnern der Stadt, die auf der Brücke hin- und herliefen, vor ihm niederknien, und ihn um die Befreiung vom Wasser anrufen, oder mit ihm tüchtig pochen zu sehen, daß er nun schon in einem Jahre drei mahle so geduldig bei den Angriffen geblieben wäre, welche die Fluthen auf seine Brücke gewagt hattten. Aber so weit erstreckt sich die Macht der Gewohnheit, daß, indem ich Ketzer die Augen eine Zeitlang von dem heiligen Nepomuck nicht verwenden konnte, die rechtgläubigen Katholiken des armen Schelms nicht einmal gewahr wurden, und keiner daran dachte, dem Heiligen seine Ohnmacht vorzurücken, oder seine eigene Vorurtheile anzuklagen, nach welchen er so manches vergebliche Gebet an

diesen Brücken-Engel gerichtet hatte. Doch — alle Religion, die mit Aberglauben verknüpft ist, hebt die Consequenz bei ihren Verehrern auf; sie mögen nun aufgeklärt werden und denken, oder bei ihrer alten Rocken-Philosophie verharren. Wäre die Brücke mit dem Nepomuck eingestürzt, wie sie denn beide schon in augenscheinlicher Gefahr schwebten: die orthodox scheinen wollenden Neuburger hätten die Brücke wieder hergestellt, und einen neuen Nepomuck darauf gesetzt, ohne zu wähnen, daß er besser als der alte vorhalten würde.

Man wende mir nicht ein, die Zuschauer auf der Brücke wären zu sehr mit der obschwebenden Gefahr, und dem traurigen Bilde ihres eigenen, oder des Verlustes ihrer Mitbürger beschäftigt gewesen, um das Gesicht für noch etwas anders frei zu behalten. Nein, ich wenigstens, der die Leute, so viel ich konnte, beobachtete, um ihre pathognomischen Aeusserungen über das Unglück genauer zu bemerken, fand keinen, der nicht mehr oder weniger dem Bauern geglichen hätte, der, bei Anhörung einer rührenden Passions-Predigt, wobei alle Zuhörer in Thränen schwammen, ganz trocken blieb,

und

und zur Ursache seiner Ungerührtheit angab, daß es nicht aus dem Kirchspiel sei. Damit will ich nicht erhärten, daß die Oberpfälzer oder auch nur die Neuburger schlechtere Menschen wären, als man sie in Ober- und Niedersachsen, Franken, Westphalen, und anderswo findet. Hieher päßt die Bemerkung, daß die wehklagenden Aeusserungen der Menschen über die Leiden ihrer Brüder gar zweideutige Beweise von ihrem würklichen Mitgefühle sind. An einer andern Stelle, wo die Leute durch Trauerspiele, Romanen-Lectüre, und andere zur schönen Traurigkeit abrichtende Werkzeuge dahin gekommen sind, ihr für Pflicht gehaltenes Mitleiden durch Augendrehen, Mundkneifen, Seufzer, und ohnmächtiges Handschwänken ihren Nachbaren zu zeigen, hätte ich vermuthlich mehr maskirte Gesichtszüge, mehr ach Gott! Die armen Leute! Ja, wer ihnen helfen könnte! also mehr Zwang und Unnatur angetroffen. Aber der Schalk blickt doch immer heimlich aus solchen gezwungenen betrübten Mienen hervor, und es braucht nicht viel, um eine ihr falsches Gefühl so auskramende Dame zum Lächeln zu bringen, und die Tünche ihrer Betrübniß zu verwischen. Auf dem Neuburger Schlosse habe ich keine dergleichen Ausrufungen gehört. Wechselsweise hieß es, wenn man

man ankam, das Schauspiel zu sehen: Nun das ist eine Wirthschaft! Da sieht's mir schön aus! Und die großen junonischen Augen hielten sich nichts wilder in ihren Cirkeln, als ob sie eine Promenade über ein blühendes Aehrenfeld machten. Selbst auch diejenigen, welche bei der Ueberschwemmung an Gut und Eigenthum litten, tobten und winselten nicht; ihre rettbaren Sachen brachten sie sobald als möglich in Sicherheit, sahen dann, wie fremde Zuschauer, dem Unwesen zu, und liessen die Donau machen, was sie ferner wollte. Einige Menschen, die in einem Kahn hatten übersetzen wollen, waren verunglückt und ertrunken. Man erzählte sich dies, ohne weiter etwas dabei zu bemerken, als daß es nicht gut sei. In der Stadt wohnt nur ein Semmelbecker, die übrigen alle in der Vorstadt. Das Gebäck des erstern reichte nicht hin, die andern konnten nichts liefern. Man aß derweile schwarzes Brod, und tröstete sich: künftige Woche würden wir weiß Brod genug haben. Ein Menschengeschlecht, wie dieses, ist ganz dazu gemacht, dem Eigensinne auch des willkührlichsten Despoten zu fröhnen. Was er heute befiehlt, darf er morgen wieder aufheben; seine Gesetze und Verordnungen mögen hart oder gelinde, widersprechend oder zusammenhängend seyn: Das Volk thut, was

der

der Herr will; und wenn ja einer, der die Nase ein wenig spitziger trägt, eine Anmerkung darüber zwischen den Zähnen hätte, so darf er sie sich nur selber ins Schnupftuch sagen. Gute, derbe, noch nicht verbildete Menschen! Die Folgen der Aufklärung haben noch keinen Sitz unter euch, wieviel man euch auch mit dem Anfange derselben schmeicheln möge. Nun so habt ihr noch zu erwarten, was andere Nationen zum Theil etwas zu früh vorweggenommen haben.

Ein Murren indessen habe ich doch gehört, und zwar nicht von dem mislaunischen Städter, der allenthalben unzufrieden zu seyn, und die Ursachen seines Verdrusses aus den geringsten Kleinigkeiten zu schöpfen pflegt, sondern von dem gutartigen Landmanne, der auch hier, wie anderswo, das schwer beladene Thier mit den Säcken vorstellen muß. Als das Wasser am höchsten stand, fiel das Fest der heiligen Portiuncula ein; ein Fest, das der Seeligkeit der frommen Katholiken einen ganz ungemeinen Vorschub thut, weil an demselben ein Ablaß, ich habe vergessen, ob auf ein Jahr? oder gar auf Lebensfrist? zu gewinnen ist. Dieser Ablaß hat um somehr vollgültige Kraft, weil er nicht von andern, vom Pabst, oder von einem Heiligen, sondern unmittelbar vom Herrn Christus

selber

selber gegeben ist. Da die wunderbare Entstehung vermuthlich nicht allgemein bekannt geworden ist: so will ich so viel, als ich in Neuburg darüber vernommen habe, hier mittheilen. Ich kann keinen Legendenschreiber, sondern nur eine mündliche Tradition aus dem Munde eines nicht durchaus religiösen Chor-Herrn am Dom zur Gewähr aufstellen. Aber was liegt daran? Beruhen doch alle diese Geschichten, ja das ganze unterscheidende Wesen des katholischen Glaubens, auf Tradition!

Der heilige Franz von Assisi begab sich einmal von Afra zu der Kapelle der heiligen Portiuncula, wo er sich auf die Knie warf, und inbrünstig betete. Hier erschien ihm der Heiland, und ertheilte ihm den obgenannten Ablaß, worüber sich Franziscus so sehr freute, daß er sich eilig nach Rom aufmachte, um ihn vom Pabste bestätigen, und für die ganze Christenheit allgemein machen zu lassen. Unterwegs fiel ihm ein, daß sein Herrgott doch ein großes Versehen begangen, indem er ihn mit keinem legitimirenden Zeichen seiner erhabenen Schenkung ausgerüstet hätte, und daß er selbst nicht so schlau, wie welland König Ahas von Juda, gewesen, der sich die Schwangerschaft einer Jungfrau von Jehovah zur

Bekräftigung ausbat, daß die Belagerung Jerusalems endlich einmal aufhören würde. In diesen Gedanken vertieft, warf er sich abermals auf die Kniee, und betete noch eifriger in einer von den vielen kleinen Kapellen, womit in den katholischen Ländern die Landstraßen angebaut sind. Von ohngefähr befand sich ein artiges Mädchen darin, die der mit lauter hohen und tollen Ideen schwangere Franz sogleich für den leibhaften Satan erkannte, der sich allem Wunderglauben zum Spott in einen Heiligenschrein gesteckt, und in ein Weibsbild verwandelt hatte, um ihn zur Wollust zu verführen. Sanct Franz wußte guten Rath wieder das Erbübel der Kinder Adams. Um sein Fleisch zu kreuzigen, war gerade zu rechter Zeit das Feld mit Schnee bedeckt, und vor seinen Augen zeigte sich eine wohlverwachsene Dornhecke, mit genug Spitzen und Stacheln, den Kitzel durch neue Gefühle zu beschäftigen. Er zog die Kutte aus, wälzte sich im kalten Schnee herum, ohne sich vor der Kälte zu fürchten, und zur angenehmen Abwechselung legte er sich mit dem nackten, wohlabgekühlten Leibe in die Dornen, und ließ sich dergestalt von ihnen zerritzen, daß er bald über und über blutrünstig war. Diese physische Selbstverläugnung, wovon man in unsern Tagen die Beispiele vergebens

suchen

suchen würde, gefiel dem Herrn der Natur, zu dessen Verehrung Franziscus solche Donquixotterien vornahm, dermaßen, daß — o Wunder! das purpurrothe Blut des Heiligen in die dürren Dörner trat, sie mit neuen ihnen ungewohnten Säften befruchtete, und so viel Triebkraft bewies, daß, in einem Nu, der große Dornstrauch voller zarter Knospen hieng, worunter sich zusehends zwei entfalteten, ihre Blätter verbreiteten, und dem erstaunten Franz ein paar Rosen zu sehen gaben, wie sie in Rhodus oder Azors Zaubergärten nicht schöner gewachsen sind. Jetzt war Franziscus zugleich für seine Kasteiungen belohnt, und ohne sein Zuthun weiter als König Ahas gekommen. Er zog seine Kutte wieder an, pflückte die Rosen ab, steckte sie, wie ein geschnürtes Frauenzimmer ihren Postillon d'Amour, an den Busen, und wanderte damit triumphirend nach Rom. Durch die mitgebrachten Rosen bewies er dem Pabste seine göttliche Sendung, und die ohnedies vielleicht willkommene Gültigkeit des erhaltenen Ablasses, welcher von nun an ein Erbtheil des Franziscaner Ordens geworden, auf den Portiunculatag verlegt, und noch in Neuburg, wie an vielen andern Orten, im höchsten Geruche vollkommener Heiligkeit ist.

Die

Diejenigen Bauersleute, Männer und Weiber, welche auf der Mittagsseite der Stadt wohnten, und also nicht durch den überlaufenden Strom zu fahren nöthig hatten, um herein zu kommen, und ihre Sündenlast quitt zu werden, glaubten einen großen Vorzug vor jenen an der Morgen- und Mitternachtseite zu geniessen. Das Volk in der Stadt muß groß werden, wenn an diesem Tage die Landleute von allen Gegenden her ungestört herein können; und man sagte mir, daß sie von Donauwerth, Ingolstadt, ja von München und Amberg, und andern benachbarten, theils ziemlich fernen Gegenden, schaarweise hieher wallfahrten, um des vollkommensten Ablasses, den ein Mensch erlangen kann, theilhaftig zu werden. Ich sah nur einen geringen Theil, und doch war die kleine Stadt viel lebhafter, als Tages zuvor. Ich erwartete nach geschehenem Kirchengange, wenn der Landpöbel nun seiner Vergebung der Sünden gewiß seyn, und für die Seele nicht weiter zu sorgen haben würde, etwas von der wilden Unordnung, von den unsittlichen Ausbrüchen der Völlerei, und fleischlicher Wollust zu sehen, die, nach dem Berichte der meisten neuen Reisebeschreiber, den wallfahrenden katholischen gemeinen Mann charakterisiren sollen. Ich wende nichts gegen die Richtigkeit solcher Nachrichten und Bemerkungen ein,

die

die bei andern deutschen Landschaften gar wohl gegründet seyn mögen. Nur in Neuburg ist mir kein dergleichen Aergerniß vorgekommen. Ich fand diese Menschen, nach ihrer Weise, andächtig in der Kirche, und ausser derselben in einer unschuldigen Heiterkeit kaum geschwäzig, und etwa so körperlich froh, als man es nach einem angenehmen Spaziergange, unter vielen Menschen gleichen Standes, und gleicher Absicht, zu seyn pflegt. Auch stimmt die Ernsthaftigkeit des Anzuges sehr wohl zur Feierlichkeit des Tages, vorzüglich bei den Weibern, und zeigt zugleich eine Wohlhabenheit, die man nicht in allen katholischen Provinzen antrifft. Alle Bäuerinnen tragen sich schwarz; Hauben, Jacken und Röcke von dieser Farbe, mit weißen Halstüchern. Bei vielen waren wenigstens die Jacken und Hauben von Seide, und manche trugen silberne Halsketten. Etwas in der Bekleidung des weiblichen Geschlechts ganz eigenes sind die rothen Absäze, womit jedes Frauenzimmer, von der Regierungspräsidentin an, bis auf das geringste Kuchelmensch hinunter, die Gasse tritt. Es befindet sich auch nicht ein einziger weißer, schwarzer, noch blauer dabei. Diese genaue Anhänglichkeit an eine Farbe soll sich noch von den Zeiten herschreiben, als Neuburg noch kein bairisches Nebenland war, sondern seinen eigenen

eigenen Hofstaat hatte, welcher das Beispiel der großen Höfe nachahmte, und keine männliche, noch weibliche Personen, mit andern als rothen Absätzen in seinem Cirkel erscheinen ließ. Wer sollte es gedacht haben, daß die Gassenmenscher einer kleinen pfälzischen Stadt im Stande wären, ein königliches, hochadeliches Abzeichen unwürdig zu gebrauchen, und dadurch so verächtlich zu machen, daß, wenn man es erst an den Höfen wüßte, man sich zu einer andern Hackenfarbe entschliessen müßte!

In einer gewesenen Residenz, ihre jetzigen Umstände seien auch, welche sie wollen, muß man immer etwas mehr Ueppigkeit, wenigstens einige Kenntniß von dem, was sich bei Hofe oder unter vornehmen Leuten schickt, voraussetzen, als in jeder andern Stadt; selbst, wo würklich mehr Wohlstand herrscht.

Neuburg ist nicht groß genug, daß seine Honoratiores, gegen einander, den süssen Ton, und die kalten feinen Manieren der feinen großen Welt zu beobachten brauchten. Manieren, in welchen die bairische Nation — zu ihrer Ehre sei es gesagt — es vielleicht unter allen deutschen Nationen am wenigsten

sten hoch bringen wird. Wenn einmal die üblichen acht oder neun Kreise des deutschen Reichs, die sich jezt mit ihrer Aufklärung vor den Baiern so viel wissen, die alte gepriesene deutsche Redlichkeit und Geradheit der Sitten, sich wieder eigen machen wollen: so werden sie keine bessere Akademien, als dies, von ihnen in Schriften und Gesprächen so oft durchge-gezogene, und gemißhandelte Land, dazu wählen können.

Man scheint, wie weiland in China, emsig dafür zu sorgen, daß in Bereicherung der gesellschaftlichen Ideen bei den Neuburgern kein Luxus einreisse. Was sich vormals in Neuburg zu der gebildeten Klasse vom Civil und Militair zählte, eine Anzahl, die bis zu 44 Köpfen herangewachsen war, hatte sich in eine vierzehntägige Gesellschaft zusammen gethan, wo man die für Rechnung des Ganzen verschriebenen Bücher und Journäle auswechselte; über das Gelesene beim Glase Wein sich unterhielt, und geistlich und leiblich vergnügt war. Als aber das System der Illuminaten ausbrach, und man jeden Menschen, der ausser dem Calender und den Meßbüchern noch andere Schriften las, für einen heimlichen Spießgesellen der Weishauptischen Brut ansah,

ansah, und nun mit aller Gewalt zu verhüten suchte, daß dergleichen Aufklärung nicht weiter um sich griff, da erhielt die harmlose Lesegesellschaft den ersten und letzten Stoß. Es wurde den Mitgliedern untersagt, sich fernerhin zu versammlen, und, unter welchem Vorwande es auch wäre, ihre Gesellschaft fortzusetzen, um sich nicht in den Verdacht misvergnügter Unterthanen zu bringen. An dieser unvernünftigen, ungerechten Einschränkung sind die Illuminaten sehr schuldig. Sie haben der wahren Aufklärung in Baiern ungemein viel Schaden gethan, und durch ihr plumpes, rücksichtloses Verfahren das schon im guten Gange befindliche, geistige Fortschreiten der Nation um ein halbes Seculum zurückgeworfen. Sie machten es, wie alle platte Egoisten, und geistige Despoten. Sie wollten alles, ohne Unterschied, ohne Schonung, ohne Toleranz durchsetzen. Daneben posaunten und lobpriesen sie mit vollen Backen ihre Absichten und Zwecke; legten nur diesen einen vernünftigen Werth bei, und verwarfen alles, was dem Menschen nach der Verschiedenheit seiner Bildung, seiner Fähigkeiten, und seiner Verhältnisse, auch sonst noch heilsam seyn kann.

Es ist mir so vorgekommen, als ob bei den mäßigen Besoldungen und Einkünften, die die Churfürstlichen Beamten genießen, der größte Theil so viel im Besitz habe, daß er seinen Rang in einer, zwar noch nicht eisernen, aber bei weitem auch noch nicht goldenen, Mittelmässigkeit behaupten kann. Die Art, sich zu tragen; die Farbe, und der Schnitt der Kleider, ist so beschaffen, daß sie ihren Mann sichtlich von den Handwerkern unterscheiden; der Stoff aber ist weder theurer, noch die Besetzung reicher. Sehr selten sieht man ein Kleid von ausländischem Tuche, sogar die Unterkleider sind von Wolle, im Lande verfertigt, und den seidenen, feinen Zeugen so plump nachgeahmt, daß man ihnen schon von Ferne ihre Unächtheit ansieht. Selbst die seidenen Strümpfe sind eine Rarität. Die Herren tragen wollene, bunt aus Fäden von allerlei Farben zusammen gewebt. Die Kleidung der Damen verräth noch mehr Dürftigkeit, mit Modesucht vergesellschaftet. Sie tragen eben die so zierlichen Leibröcke, die an andern Orten im Gebrauch sind, und davon ich den Kunstnamen nicht weiß. Aber, statt sie, wie dort, von Seide zu haben, sind sie hier changeant von Callmank oder Camelot. Ja wahrhaftig, ich habe eine **Chemise à la Reine** von grobem

Zwillig

zwillig geschehn. Zu diesem Leibputze ist der Kopf der Dame à la Hibou mit vieler Sorgfalt frisirt; eine Ausstaffirung, deren Ensemble der Galanterie wenig zuspricht, und der sinnlichen Empfindsamkeit keine reichhaltigen Gegenstände darbietet; aus welchem Grunde auch beide Geschlechter keine sonderliche Keuschheit zu affectiren brauchen, sondern sie einander auf den ersten Anblick einflössen.

Diese Sparsamkeit erstreckt sich über alle Sachen, zu deren vielen sich andere Völker ohne Ausnahme gewöhnt haben, und sie so inländisch behandeln, als wenn sie auf ihren Feldern wüchsen. Die bremischen Handelsbediente, die, um ihren Kaffe und Zucker anzubringen, halb Deutschland durchreisen, kaum ein großes Dorf unangefodert liegen lassen, werden, wenn sie auch nach Neuburg kommen, gar schmale Bestellungen erhalten. Es sind Wollüstlinge vom ersten Range, die zum Frühstück zwei, und nach dem Mittagsessen eine Tasse Kaffe zu sich nehmen; die übrigen trinken des Morgens eine Suppe, und Nachmittags Brunnenwasser. Das Mehrste aber wird von den Männern in Wein verthan. Von keiner Waare des Luxus indessen ist die Consumtion stärker, als von Puder, Pomade und Schminke.

Dies

Dies letzte Kleinod ist hier nicht sowohl eine Erforderniß der weiblichen Haut, als des weiblichen Standes. In Niederdeutschland ist jedes Mädchen in einer Landes üblichen Haube oder Mütze Jungfer; geht sie frisirt, oder läßt Haare unter ihrem Kopfputze sehen, so wird sie Mademoiselle. Beide Theile geben dem hiesigen rangsüchtigen Frauenzimmer noch ihr erzieltes Ehrengewicht nicht; sondern, da einige würklich vom Adel sind, andere Väter, Schwäger und Männer haben, die einen Titel tragen, den ein Adelicher allenfalls auch haben kann: so wollen sie nichts Geringerers, als Gnädiges Fräulein, Gnädige Frau vorstellen, und Ihr Gnaden angeredet seyn. Weil man diese billige Foderung aber einem Fremden, der in dem Nationale unwissend ist, nicht mit dürren Worten sagen, und sein Siegelwappen vorzeigen kann, auch nicht immer einen Bedienten bei der Hand hat, der mit einem: Was befehlen Ihr Gnaden? aufwarten muß: so hat man dies Mittel ersonnen, seiner vornehmen Geburt oder Verwandtschaft das Merkzeichen auf die Backen zu kleben. Wer nun in Neuburg ein Frauenzimmer, dessen Titelrechte er nicht kennt, gebührend anreden, und ihre Gunst nicht gleich beim Eintritt verscherzen will, der beliebe seinen ersten Blick zwischen Nase und Ohr zu richten.

Findet

Findet er da etwas Fremdes, was ihm nicht ein natürlicher Widerschein des Bluts unter der Haut zu seyn vorkömmt: so habe er keinen Zweifel weiter, und rede sie getrost Ihr Gnaden an. Gemeine Weiber haben sich noch nicht zu diesem Vorzuge erhoben.

Adelich oder Unadelich aber, was vom weiblichen Geschlechte ist, verbraucht täglich ein gehöriges Quantum Puder. Ungepudert zeigt sich kein weibliches Geschöpf ausser dem Hause, nicht einmal am Fenster. Die Köchin legt kein Feuer an, das Stubenmädchen öffnet die Läden nicht, die Töchter kommen nicht zur Mutter, die Mütter nicht zu den Kindern, bevor der Chignon gesteckt, und eingepudert ist. Das ist der allgemeine Haarputz der Weiber, die nicht, wie man sagt, vom Stande sind. In gepuderten Chignons fegen sie die Gassen, tragen Wasser, warten Kinder, melken Kühe, bringen Obst feil, spinnen sogar im Zuchthause.

Um ein Pröbchen der Oekonomie zu geben, die die vornehmen Damen anwenden müssen, um sich mit Ehren durch das Labyrinth der ihnen obliegenden äußern Wohlanständigkeit zu winden, will ich

nur

nur das Muster eines gnädigen Fräuleins vom ersten Range anführen. Alle ihre Einkünfte bestanden jährlich in 130 Gulden ($14\frac{1}{2}$ Louisd'or), und da sie nicht borgen konnte, so reichte sie damit auf eine unverwerfliche Art, und mit einigem Glanze aus. Da sie aus Frömmigkeit und Langeweile jeden Morgen in die Messe gieng, und ihrer vornehmen Anverwandten wegen sich die meisten Nachmittage auf dem Paradeplatze, einem artigen Spaziergange am Markte, im Publicum sehen lassen mußte: so waren Schminke und Puder ihre allerdringendsten Bedürfnisse, um derentwillen sie ihr Jahrgeld so wenig schonen durfte, daß — Horribile dictu! 30 Gulden kaum hinreichten, sie mit diesen unentbehrlichen Dingen täglich in der Maße zu versehen, daß man ihr keinen unadelichen Mangel abmerkte. An Werktagen frischte sie ihren Hérisson-Kopf mit den nöthigen Werkzeugen und neuen Verklettungen selber auf. Sonntäglich aber, und bei hohen Festen, mußte sie doch einen Friseur besolden; nicht, weil sie es nicht verstand, sondern, weil es sich für eine Dame vom Stande schickte, wenigstens wöchentlich einmal die Haare vom Friseur arrangiren zu lassen. Ihre Berechnung war auf Einen Kreuzer gemacht, wieviel sie jährlich an

Steck-

Stecknadeln, Band, Marly, Zwirn, und Nähgarn wenden durfte. Hiervon noch abgerechnet, was die Wäscherin bekam, blieben ihr für jeden Tag zehn Kreuzer zum Mittagsessen, und für den Abend soviel als zu einer Semmel, und einem Seidel Bier übrig. Ausgabe von Einnahme abgezogen machte, Abends, den 31sten December, gerade Null. Freie Wohnung hatte sie bei einer verheiratheten Verwandtin, und Kleidungsstücke von ihrer seeligen Mutter noch auf einige Jahre vorräthig. Schrecklich war ihr der Gedanke, wie es gehen würde, wenn diese aufgetragen wären, und die Regierung setzte sie schon in Zittern, weil etwas von einer neuen Steuer verlautete, zu welcher auch sie würde kontribuiren müssen. Von den Ausgaben, Schminke und Puder, etwas abzubrechen, war ihres Standes wegen nicht möglich, der Friseur konnte auch nicht abgeschafft werden, es blieb also kein Mittel, als einige ausserordentliche Fasttage anzustellen, wo sie weder Fleisch noch Fisch, weder Eier noch Nudeln essen, sondern das Opfer ihres leeren Magens dem Churfürsten darbringen wollte. So strenge sorgte sie für ihren guten Ruf, und für die Aufrechthaltung ihres angestammten Ranges. Es fiel Niemanden ein, sich über sie aufzuhalten, noch sie zu beklagen, obgleich jeder

jeder sowohl ihre Mässigkeit als ihre Ansprüche kannte.

Der Weg von Neuburg nach Ingolstadt besteht anfänglich aus einer Menge langer, doch nicht allzu hoher fruchtbarer Hügel, und nach Verhältniß tiefer Thäler, welche hie und da einen treflichen Wiesenwachs geben, den die Einwohner nicht ungenutzt lassen. Ich habe nie, da ich ganz früh ausging, Morgens eine so ungeheure Anzahl Kühe, Schweine, Schaafe und Gänse austreiben gesehen, als in den Dörfern in der Gegend von Neuburg, durch eine Entfernung von zwei bis drei Stunden; und doch ist dies der geringste Gebrauch, den die Leute von ihren Ländereien machen. Auf den meisten bauen sie Getreide. Je näher nach Ingolstadt, desto flacher wird das Land; und man sieht daher die Stadt schon in einer Entfernung von wenigstens zwei Stunden. In den Thälern, nahe beim Flusse, hatte die Donau überall große Ueberschwemmungen verursacht, an verschiedenen Stellen standen noch seichte, aber sehr breite Teiche; selbst die Chaussee war so durchlöchert, und die Dämmung naß durchfressen, die Weidenbäume umgerissen, und ein übelriechender Kreideschlamm lag, wie eine Decke, über den breiten Landschaften.

Vielleicht wird auf der Ingolstädtischen Universität nicht soviel in als ausser der Stadt studirt. Es war Morgens zwischen sieben und acht Uhr, als ich auf den Feldern vor der Stadt eine ziemliche Partei noch unbemäntelter Commilitonen, mit gedruckten und geschriebenen Büchern in den Händen, einzeln daher gehen sah, welche fleissig lasen, den Kopf immer niedergeschlagen hielten, und nicht so viel Neugierde hatten, aufzublicken, was auf der Landstraße vorüber ging. Die Jünglinge, klein und groß, hatten auf gut peripatetisch die träge Stadt verlassen, wo, ausser den Soldaten vor den Thoren und auf den Wällen, der größte Theil noch in Schlummer gehüllt zu seyn schien. Die Stadt selbst hatte von der Ueberschwemmung nichts erfahren; ihre hohe Lage und Bollwerke schützten sie davor.

Obgleich in Ingolstadt der Samen zu vielen gelehrten Controversen ausgebrütet, und die Unfehlbarkeit der römischen Kirche sehr oft gegen die widerspenstigen Protestanten durch alle Syllogismen der alten Dialectik behauptet worden ist: so fand ich doch in der Stiftskirche, wo Messe gelesen wurde, lange die Bigotterie nicht, die man in bambergischen und einigen schwäbischen Städten bemerkt; so wie ich das Vergnügen hatte, ein paar gute Erbauungsbücher durchzublättern, die

die ganz neu von Landgeistlichen in der Gegend geschrieben waren, im wahren Geiste einer vernünftigen Andacht, und eines geläuterten Christenthums. Zu Neuburg hatte ich zwei Predigten angehört, die nach der Procession wegen der Ueberschwemmung gehalten wurden. Beide waren den Volksbegriffen so angemessen, als ich sie noch von keinem evangelischen Prediger gehört habe. Die eine ward von einem Jesuiten in der Pfarrkirche gehalten; ich habe nur die Eintheilung seiner Predigt behalten, die er in vier Abtheilungen vortrug. Die erste handelte davon, daß die Ueberschwemmung von Gott herkäme; die zweite, daß sie für uns Menschen ein großes Uebel sei; die dritte, daß wir ihr zwar nicht Einhalt thun; daß wir aber viertens vieles vornehmen könnten, wodurch das Uebel für uns und andere gemildert würde. Die zweite Predigt hielt ein Franziskaner in der Jesuitenkirche. Er fing mit den Worten an: « Gebet ist das Natur-Geschrei der leidenden Menschen;" und sagte ungemein viel Vernünftiges und Rührendes über ein andächtiges Beten. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß man unrecht thut, den Grad der Aufklärung einer Stadt nach den Aeußerungen einiger darin wohnenden Gelehrten zu messen; daß also nicht alle Münchner so denken, wie Pater Frank, noch

alle Berliner, wie ihr verstorbener König. Dies sollte jedem bekannt, und der Rede nicht einmal mehr werth seyn; aber man sieht zu oft, wie sehr die Reisebeschreiber und Charakteristikensammler gegen diese Regel der Behutsamkeit sündigen, um nicht zuweilen bei ihren falschen Beobachtungen unwillig zu werden.

Wenn man aus Ingolstadt kommt, sieht man die Donau wieder fließen, die bei dem Wege von Neuburg zur Rechten fortgeflossen, und mehrentheils unsichtbar gewesen ist. Die Bevölkerung scheint mir hier so weit zu gehen, als sie in einem Lande, dessen Hülfsquellen ganz allein in dem Boden liegen, muthmaßlich seyn kann: ich zählte nur eine halbe Stunde von Ingolstadt auf einer Ebene, die sich gemach zu einer Anhöhe bildete, funfzehn Kirchdörfer; viele isolirte Höfe und Weiler *) nicht zu gedenken, die das Auge vermischte. Drei Stunden von Ingolstadt sah ich von einer Höhe in einen weiten Grund nieder, der ein großes Haferfeld ausmachte, und noch von der

*) Diese Benennung eines kleinen Dorfs entsinne ich mich in Niederdeutschland nie gehört zu haben. In Schwaben und Baiern ist es durchaus gebräuchlich. Die Franzosen drücken es durch Hameau, die Engländer durch Hamlet aus; das schwedische Hemman ist gewiß damit verwandt.

der Ueberschwemmung ganz durchwässert stand; ich betrachtete dies trübe Schauspiel näher, und urtheilte, daß die Gewässer durch einen ziemlichen Wald, der dies Ackerthal von der eigentlichen Donau trennt, langsam hergeschlichen seyn, und sich in dem Felde allmählich aufgehöht haben müßten; denn die Halme mit ihren Aehren standen so pfeilgerade, daß es augenscheinlich war, die Ueberschwemmung hatte sie nicht brausend und plötzlich getroffen. So blieb das Wasser denn einige Zeit zwischen den Halmen stehen, und äzte mit einer scharfen Beize, aus Vegetabilien, Wärme und Nässe zusammengesetzt, die Kerne des Hafers zu einer solchen Kraftlosigkeit, daß dies Gewächs nur noch wie ein Gespenst seiner selbst darzustehen, und den Wanderer kläglich zu erinnern schien, was aus ihm hätte werden können, wenn es das ungerechte Schicksal gestattet hätte. Das ganze Gefilde sah wie ein Kirchhof voll Pflanzen aus, und war mit einer Asche, und andern verweseten Partikeln überstreut, die den Anblick demjenigen ähnlich machten, wenn man in ein großes Beinhaus hinunter schaut. Die Sonne schien sehr warm, es war Mittag, und mich fror bei der Betrachtung dieses weiten Todes, der in unzähligen Wesen vor mir lag, die, wie die Analogie der Natur lehrt, auch eine Empfindung ihres Daseyns gehabt hatten.

Eine

Eine halbe Meile von dem Orte, wo dies herbe Spectakel die Natur zu schimpfen schien, liegt die kleine Stadt Vohburg, am jenseitigen Ufer der Donau, die die Spuren der Wuth noch immer alle den Gegenständen eingrub, die sie ergreifen konnte. Von der Landstraße zur Stadt hinüber geht eine sehr lange hölzerne Brücke, die schon in diesem Jahre einmal durch den Eisstoß völlig umgeworfen, wieder erbauet, und vier und zwanzig Stunden vor meiner Ankunft abermals so beschädigt ward, daß nichts darauf transportirt, sondern alles in Kähnen hinüber gebracht werden mußte. Recht in der Mitte waren zwei Joche völlig abgerissen, und vom Wasser verschlungen, am andern Theile Pfähle, Bretter und Balken herausgehoben und weggespühlt. Hie und da bammelten Ruinen, und nickten dem Wasser zu. Die Fluth war so hoch und reißend, daß selbst die Ueberfahrt im Kahn mit Lebensgefahr verbunden war. Zum Bau der Brücke trägt die Regierung nichts bei, die Bürger von Vohburg müssen ihn allein bestellen. Die gänzliche Herstellung derselben, nach der von dem Eisstoße geschehenen Zerstörung, hatte ihnen 3000 Gulden gekostet, welche die Bürger, kaum 200 Hausväter stark, zusammen getragen hatten. Die jetzo zu machende Reparatur folgte so schleunig auf den ersten Schaden, daß die

guten

guten Leute in der That zu bedauern sind. Sie wür- den die Brücke ganz eingehen lassen, und die Reisenden müßten sich mit einer Fähre behelfen, wenn die Grundstücke der ehrlichen Vohburger nicht meistens an der andern Seite des Flusses lägen, der ihnen nicht nur die Brücke weggerissen, sondern alles niedrige Land so überspühlt hatte, daß sie ihren Weizen, Dinkel, und anderes Getreide, was noch auf dem Felde stand, nicht einfahren konnten, und zum Theil verfaulen sehen mußten. Am Ende der Stadt sieht man die Ruinen eines alten Schlosses, wo Albrecht, Erbprinz zu Baiern und Markgraf zu Vohburg, die von ihm heimlich geheirathete Agnes Bernauerin, eine Baders Tochter von Augsburg oder Biberach, denn die Nachrichten widersprechen sich hierin, wider Willen seines Vaters aufbewahrte. Wie lebendig ward mir hier bei der Erblickung der noch übrigen Steinmasse des Schlosses, auf einem schroffen Felsen, über der Donau stehend, die Scene aus dem vortreflichen Thörring-Seefeldischen Stücke dieses Namens, wo Agnes, eben in diesem Schlosse vorgestellt, aus dem Fenster die vorüberfliessenden Wellen anredet: Fließt ihr Silberwellen der Donau u. s. w. Wiewohl diesmal die Wogen nichts Silberfarbenes hatten, sondern vielmehr dem Ockergelb glichen. — Man schreibt aus-

wärtig

wärtig den Ort Vohburg, oder Voheburg, wie er hier ausgesprochen wird; der Stadt-Magistrat aber hatte ihn auf einer am Rathhause angehefteten Verordnung Voisburg geschrieben.

Gleich hinter Vohburg war zwar das Wasser der Ueberschwemmung von der Chaussee meistens verlaufen, hatte aber in diesem Kunstwege solche Zerstörungen verursacht, daß er wie ein zum erstenmal gepflügter Acker aussah. Das Land fängt an, sich noch mehr zu erhöhen, und man kömmt durch einen großen Tannenwald, der nicht immer sicher seyn, und wo viele Räubereien und Todtschläge verübt worden seyn sollen. Denn so scharf und mörderisch die Justiz in Baiern auch ist, wie denn auch nicht lange vorher in Neuburg sechs Schnapphäne von unten auf gerädert waren, so kann sie doch den herrschenden Hang ihrer ungebildeten Unterthanen zum freien, wüsten Leben nicht dämpfen. Ich habe mir von kundigen Männern einige Aussagen solcher Uebelthäter vor Gericht wiederholen lassen, woraus sich zeigte, daß sie nie in einer Schule gewesen, von keiner Religion, von keinen moralischen Verpflichtungen, je etwas gehört hatten. Manche darunter waren nicht einmal getauft, hatten nie unter Menschen in Städten noch Dörfern gelebt, lebenslang in keinem Bette geschlafen, und was dergleichen Umstände mehr

sind,

sind, wodurch diese Menschen völlig zu einer Ausnahme derer werden, die sie nach ihren Gesetzen richten. Von dieser Seite betrachtet, ist Baiern wohl das einzige Land des deutschen Bodens, wo solch ein Mangel an Kultur solche Verbrechen hervorbringt; und wenn man in dieser Rücksicht Baierns Aufklärung beklagen will, so hebe ich gern meine Stimme mit zu klagen auf. Anstatt, daß man an andern Orten die Straf-Gesetze immer milder macht, und ihre Wirksamkeit einschränkt, glaubt man in Baiern, die bisherigen Methoden seyn noch nicht schreckend genug gewesen. Man erschwert daher beides, Verbrechen und Strafen, und doch, wie die Beispiele zeigen, ohne Frucht. Mit Verwunderung habe ich in einer Confirmationsformel der Regierung, über ein einem Straßenräuber gesprochenes Urtheil, wornach derselbe von unten auf gerädert, und aufs Rad geflochten werden sollte, sechsmal die Ausdrücke Allermildest und Allergnädigst gefunden. Gnadenstöße will die Regierung durchaus nicht gestatten, wie oft auch die Municipal-Gerichte darum angesucht haben. Vormittags geschieht die Zerquetschung, und gemeiniglich hört man das Aechzen des Unglücklichen nach Sonnen Untergang noch; wer um drei oder vier Uhr schon verschieden ist, dessen Tod preist man glücklich. Man spricht in Baiern selten von solchen grausenvollen

Scenen;

Scenen; so gewohnt ist man ihrer, und so hart drückt das Vorurtheil des Rechts die Vernunft und Menschlichkeit nieder. Doch muß ich gestehen, daß die Criminalrichter in Neuburg sämmtlich empört wurden, und sich entschlossen, mit Vorstellungen gerade zum Churfürsten zu gehen, als ein Befehl von dem Minister Kreitmeyer an die Criminal- und Blutrichter ankam, worin ihnen auferlegt ward, bei der Hinrichtung eines von unten auf zu Rädernden zwischen jedem Stoß den Büttel eine Viertelstunde einhalten zu lassen.

Wenn man das Ende des benannten Waldes erreicht hat, erblickt man das Städtchen Neustadt, ein und eine halbe Meile von Vohburg. Ein Städtchen, das man nach seinen schönen Thürmen für weit mehr, als es ist, halten sollte. Es ist größtentheils von Brauern bewohnt, die von Michaelis bis Georgii 175 mal brauen, woraus man den Abgang des Biers nach der umliegenden Gegend berechnen kann.

Eine kleine Meile davon liegt das Städtchen Abensberg. Etwa auf der Hälfte des Weges wendet sich links an der Chaussee ein angenehmer Fußpfad von etwa dreiviertel Stunden nieder. Er führt über ein Grün, um und um mit Bäumen besetzt, deren doch so viele, und diese doch wieder so hell und getrennt da standen, daß man den Platz nicht füglich

einen

einen Wald nennen kann. Alte und junge Bäume von allerlei Gewächs durcheinander. Je weiter man kam, desto dichter standen sie; und man glaubt sich in einen dicken, schaurigen Wald zu verfangen, der noch lange keinen Ausweg haben würde, wenn auf einmal zur Linken alles helle wird, kein Baum die freie Aussicht stört, und zur Rechten ein einfacher halber Mond von Bäumen den Wald ironisch fortsetzt. In der weitesten Bucht dieser sichelförmigen Reihe steht ein kleines Gebäude, das ich anfänglich in der That für eine Nachahmung der alten römischen, einer Abundantia oder Fides geweihten, Sacrarien ansah. Es hat die Figur eines kleinen Tempels, vorne mit einer weiten Oeffnung von Säulen angedeutet; die Einfassung konnte nicht schöner seyn. Vier große, hohe Linden, deren Wipfel vielleicht die Stadt Abensberg erbauen gesehen hatten, ragen mit ihren dicken und alten Aesten darüber empor, und scheinen das Heiligthum vor Sonne, Regen und Wind schützen zu wollen. Als ich näher kam, fand ich zwar, daß keine Patronin der alten Ausonischen Tugend, sondern nur eine in diesen Gegenden ganz gewöhnliche heilige Jungfrau, mit dem Christkindlein im Arm, hier die Huldigungen der vorübergehenden Gläubigen annimmt. Aber eine richtigere Kenntniß der Oerter, wo die be-

kümmerte

kümmerte Andacht stärker und gegenwärtiger um das Bild der Gottheit, die den gekränkten Menschen mit schützendem Arm umfaßt, und von dem Vertrauen, das die Friedlichkeit der Natur von ihrem allgütigen Schöpfer einflößt, ergriffen wird, hat nie ein Kapellenstifter besessen, als der einbildungsreiche Mann, der dies Marienhäuschen unter die schönen vier Linden verlegte. Ich war in den Hain Mamre entzückt, wo Abraham dem von ihm erfundenen oder wieder erneuerten Jehova den ersten Altar baute.

Abensberg ist, seine ungemein schöne Lage abgerechnet, eine kleine, alte, schmutzige Stadt, worin selbst das steinerne Gassenpflaster von den Misthaufen ausfault, die vor den Thüren und mitten auf der Gasse herumliegen, und Wagenräder und Menschenfüße hindern. Das Merkwürdigste dieser wenig genannten Stadt ist die Mauer, womit sie eingefaßt ist, und welche zwei und dreißig Thürme haben soll, nach der Zahl der Söhne des Ritters Babo von Abensberg. Dieser kam im Jahre 1023 zu einem vom Kaiser Heinrich II. ausgeschriebenen Turnier in Regensburg. Die deutschen Ritter hatten angefangen, verführt durch das Beispiel von Otto III. und seiner griechischen Mutter Theophania, ihren Luxus vorzüglich in der Menge ihrer Diener und Schildknappen zu zeigen.

Hein=

Heinrich, der diesen Staat für überflüssig hielt, und lieber sah, daß man seinen Reichthum auf Kirchen und Klöster verwendete, hatte den Befehl gegeben, kein Ritter sollte mit mehr als Einem Knecht zum Turnier erscheinen. Babo's Gefolge machte einen allzulangen Aufzug, als daß man nicht aufmerksam geworden wäre, und es dem Kaiser nicht berichtet hätte. Heinrich, eifersüchtig auf sein damals eben so wenig als jetzt ausgemachtes Kaiserrecht, und unwillig über die Freiheit, die sich ein Abensberger herausnahm, foderte den Babo vor, ihn wegen der Uebertretung seines Befehls zur Rede zu stellen. Dieser erschien mit seinen zwei und dreissig Söhnen, die alle schon Ritter waren, und deren jeder seinen eigenen Knecht hatte, er stellte sie dem Kaiser vor, und bedeutete ihm, daß er seinem Befehle streng nachgelebt habe; Heinrich soll den alten Polygenen bewundert, ihm viel Ehre erzeigt haben; und entweder Babo selbst, oder die Bürger von Abensberg, setzten nachher zwei und dreissig Thürme auf ihre Stadtmauer. Zum Andenken einer Begebenheit, die der Zeugungskraft ihres Regenten solchen Ruhm erwarb.

Fünf Stunden von Abensberg liegt das Städtchen Abbach. Der Weg hieher ist voll der romantischen Naturscenen, die der Kunst zu groß gewesen, sie nach

ihrer

ihrer Art modeln zu können. Die Gegend wird immer bergigter, man steigt und fällt unaufhörlich; doch sind die Berge anfangs sehr waldig, und mit hohen und starken Tannen dicht bewachsen. Endlich gelangt man in ein tiefes Thal zu einem Dorfe, wo die grünende Natur alle ihre Kräfte verlohren zu haben scheint. Man erhebt sich wieder, und erblickt auf einmal ein unabsehliches Rund von nakten Felsen-Bergen, die, in allerlei Formen gedruckt, gezerrt und geworfen, nicht sowohl ein Spiel der schöpferischen Natur, als vielmehr eine Schreckscheuche darstellen, mit deren Anblick sie den Menschen an den elenden Zustand mahnen zu wollen scheint, worin er sich befinden würde, wenn die Welt ihm nichts, als diesen dürren, unbewohnbarten Aufenthalt darböte. In dieser Einöde, unter diesen Spitzen und Klüften, glaubt man sich aus dem fruchtbaren Deutschlande in die von der heiligen Geschichte verfluchten Gegenden von Idumäa, in die Nähe des todten Meers versetzt, wo zwanzig sieche Menschen in einem Raume von zehn Meilen kaum soviel finden, daß sie das Geschrei ihres verschrumpften Magens zu besänftigen vermögen. Ueber diese Steine gehen die Landstraßen links nach Kehlheim, rechts nach Abbach und Regensburg zu.

Nicht

Nicht lange, so erblickt man die Donau wieder, die ihren Lauf in einer großen Krümme links um genommen hat. Die Wasserhöhe derselben war diesmal hier anfänglich mit dem Erdboden gleich, und der Fluß schien noch vor einer Stunde mit der Landstraße um die Oberherrschaft gestritten zu haben. So naß war alles unterlaufen, und dampfte von gährenden Partikeln. Bald gelangt man aber an einen Rand seines getriebenen Kelchs, der eine Einfassung hatte, die man seiner würdig nennen kann. Jenseits, am nördlichen Ufer, ragten mässige Berge empor, mit Dörfern, Klöstern und Burgen einfältiglich bebaut. Lange, gelblich, grünlich und bläulich durch einander spielende, Striemen von Ackerfeldern, zogen sich in sanften Beugungen neben einander her, und verloren sich am jenseitigen Abhange, durchschnitten sich wechselsweise, oder endigten vor der ländlichen Wohnung ihres Besitzers. Unten war alles grüne Wiese, deren Gränze die stolze Donau bald erweiterte, bald verengte. An der Südseite, wo der Reisende seinen Weg findet, geht neben dem Flusse eine schmale Straße hin, wo kaum zwei Wagen bei einander wegfahren können. Links am Wasser, wo die Donau über Felsenkiesel rollt, ist der Weg, zur nächtlichen Sicherheit, mit einem festen hölzernen Geländer eingefriedigt, und

zur

zur Rechten erheben sich himmelhohe Felsen, deren abwechselnde Buchten den Lauf des Flusses bestimmen. Man kann in der Welt nichts sehen, wo den Menschen der Schauder des Alterthums mit stärkerm Eindrucke ergreift, als diese alten Knochen der Mutter Erde. Ihre aufgehenden Wände sind so steil, daß selbst eine Schnecke zurückfallen würde, ehe sie nur die halbe Höhe erklimmt hätte. Es giebt die sonderbarste Täuschung, und eine Vorstellung der vollkommensten Einförmigkeit ab, wenn man sich unten an einen solchen Felsen stellt, und mit den Augen starr an einer glatten Wand hinaufschaut. Da bemerkt man keine Pause des Raums zwischen Himmel und Erde mehr, der Fels scheint ins Unendliche verlängert, und die obere Luft wie ein Hütchen auf der Spitze zu ruhen. Man ist sich seiner selbst nicht mehr bewußt; alles ist verschwommen in diese einfache Linie; sie giebt die im Körperlichen nur so zu findende reinste Idee von Unendlichkeit; wenige Schritte aber aus dieser Gesichtslage gerückt, war ihr Gegentheil, der anschaulichste Begriff der Vergänglichkeit, ihr zur Seite. Zeit, Blöße und Wetter hatten an diesem Steinklumpen, mit dem ich vertraut zu werden suchte, gewaltige Bisse ihrer zerstörenden Kräfte gethan, obgleich viele Menschenalter dazu gehört hatten, sie einzeln sichtbar zu machen.

machen. Von der schwellenden Donau, welche vormals vermuthlich an ihren Wurzeln gespült hatte, waren die untersten Adern angezehrt und zernagt worden. In den dadurch entstandenen Wunden hatten sich fremdartige Theile gesammlet, die der verwachsene Stein nicht in sein Eigenthum verwandeln konnte, seine harte Natur hatte oft nachgeben müssen; indem er die von Wasser, Lüften und Pflanzen zusammen gehäufte Lauge einschluckte, nährte er seine Substanz mit giftigen Mitteln, schwoll, gleich diesen weichen Wesen, vor Ueberfluß an; seine Atomen aber trennten sich, sein Körper barst, seine Dichtheit wurde loser, änderte Farbe und Ansehen. Daher die vielen unförmlichen Höhlen, grau in weiß, schwarz in grau, und die Narben, womit der Coloß, gleich wie mit Muttermählern, über und über befleckt war. Mit einer spöttischen Fruchtbarkeit hatten ihn die eingesogenen Elemente gleichsam verunziert. Stellenweise sah man, wie seine ruhige genügsame Härte sich in die Lockerheit der nimmer satten, immer hervorbringenden Erde umzuformen begann. So hatte der Fluß bei seinen Verwüstungen das Gesäme kleiner, in dieser Gegend häufiger, rother Kornblumen fortgeschwemmt, bei den Ergießungen Mannes hoch an die löcherige Wand der Felsen getragen, und bei seinem

Rückzuge dort gelassen. Nicht ein einziges Getreidekörnchen, deren das Gewässer doch auch viele hergebracht haben muß, hatte Wurzel fassen können; die rothen Blümchen aber standen spärlich, oft in langen ununterbrochenen Reihen, in dem neuen Boden, und schienen troz seiner Magerkeit dort zu gedeihen. Sie setzten die angefangene Verwandlung der Felsen fort, deren Substanz allmählig nach Jahrtausenden nicht nur ihres gleichen, sondern, wer weiß wie viel andere Pflanzen tragen, und fortbringen wird, wozu diese Blümchen den Grund gelegt haben. Die Vollkommenheit der Natur besteht darin, daß sie ihr System nicht ändert; die von ihr hervorgebrachten Erscheinungen aber sehen von Zeit zu Zeit anders aus, und kein Pünktchen des Erdbodens bleibt wie es gewesen ist.

Ich kenne wenige von den Hypothesen, wodurch die neuesten Geogonien die Entstehungsart der Berge begreiflich machen. Es wird manchen der gelehrten Forscher in dieser Materie lächerlich scheinen, wenn ich sage, daß mir die Figuren der meisten Felsen, wie eine Masse klebriger, auf einander getröpfelter, vielleicht vorher geschmolzener, nachher kalt gewordener, und gehärteter Flüssigkeiten vorgekommen sind. Solche Form erhält ein Tiegel von geschmolzenem Blei in kaltes Wasser gegossen, und ich erinnere mich der Fabel, wie

wie einmal die Erde in Brand gestanden, und die großen Behälter des Wassers darüber hergestiegen wären, und ihn gelöscht hätten. Wie Eiszapfen, die sich im Hängen lang ausgedehnt und gewunden haben, dann im Fallen vielleicht umgekegelt sind; wie gothische Thürme, denen die Vollendung fehlt; Castelle mit hohen und niedern Spitzen, Festungen mit Bollwerken und Warten; unzählige Bilder der Kunst und Dauerhaftigkeit darstellend, liegen diese kostbaren Reste der Zeit, und scheinen dem ewigen Gesetze der Haltbarkeit durchs Gleichgewicht zu trotzen, denen sie doch pünktlich gehorchen müssen.

Die harmonische Ametrie, worin ich die Reihe Felsen so im Contrast mit dem Flusse und dessen jenseitigen grünen Bergen erblickte, gab mir eine Idee ein, die vielleicht ausschweifend scheinen mag, meinem vollen wünschenden Geist aber für den Augenblick viele Beschäftigung gab. Ich dachte mir ein Concert, aufgeführt auf der Donau, mitten zwischen den Felsen, und den jenseits liegenden Hügeln. Die Musik thut öfters nicht die Hälfte ihrer Wirkung, weil wir in den eingezwängten Räumen, die wir Concertsäle nennen, soviel Falschstimmendes, die Töne Drückendes, Widerschreiendes und Verwirrendes wegräumen müssen, ehe wir das Feinste der Musik, die gespielt wird, weniger

hören, als uns einbilden können. Mit Hülfe der kleinen schwankenden Wissenschaft, die wir Akustik nennen, sorgt man zwar zuweilen bei Anlegung solcher Säle, so gut man kann, dafür, die Töne wenigstens zu sammlen, und zur Hörbarkeit zu bringen, so daß keiner sich in hindernde Gegenstände verlieren und verschallen kann. Diesen gesammleten Tönen, denen die Wände noch ihre zweite Stimmung geben, merkt die feine musikalische Nerve den Zwang allzusehr an, als daß sie sich mit Vergnügen von solchen Genien der Sclaverei fesseln lassen könnte. Wo Convenienz und Aengstlichkeit herrschen, wird der fühlende Mensch zu bald an die vielfältigen Joche der Gesellschaft erinnert; und kann keinen reinen Antheil nehmen. Apollo, als er die Schaafe des Admetus weidete, und durch seine Schalmei den rohen Hirten Thessaliens mit der Musik zugleich die Kunst, vergnügt zu leben, lehrte, befand sich unter freiem Himmel, am Ufer eines Flusses, unter Felsengebürgen. Orpheus, der, nach der wahrhaftigen Fabel, Tiger, Bäume und Berge mit seiner Leier tanzen machte, und seine Geliebte mit Musik aus den Hallen des Tartarus befreite, hat seine Kunst weder in Concertsälen gelernt, noch ausgeübt. Die Wunder, welche die Tonkunst in den Zeiten des Alterthums verrichtete, scheint uns lügenhaft, weil man

unsern

unsern Ohren nicht mehr jene bezaubernde Harmonien in ihrer ganzen Reinheit und in dem Hochklange zu hören giebt, der einst in Thessalien und Thracien erschallte. In der Luft, von unverkünstelten Gegenständen der reinen Natur umgeben, muß der Mensch Gesicht und Gehör üben, der den ganzen Umfang der von der Natur in ihn gelegten wollüstigen Genießbarkeit schmecken will. Die freie Natur muß ihn anzureden, ihm vorzuspielen scheinen, um ihm den entzückenden Genuß seines harmonischen Zusammenhanges mit dem Schönen, Edlen und Großen des Weltalls zu kosten zu geben. Wenn die Felsen, die ihn in so riesenhaften Bildern anstarren, belebt werden, und ihm vortönen; wenn der Fluß zu seinen Füßen nicht bloß daherrauscht, sondern ihm Melodien vorwirbelt; wenn die Grashalme nicht nur, vom Winde bewegt, um ihn hernicken, sondern jedes in seiner Kleinheit ihm leise Empfindungen seines frohen Daseins zulispelt: wie ganz anders muß ihm da zu Muthe werden, als wenn er in einen Concertsaal geht, und die Winkel mißt, die die Schalle von Instrumenten zu seinem Ohre hin an den Wänden schneiden. Stille Musiken dieser Art treffen die Seele jedes Mannes von Empfindung, wenn er einsam unter der gewölbten Decke des Himmels, im Anschauen der

der Natur, entzückt dahergeht, und mit seinem innern Ohr die Harmonien eintrinkt, die aus einer Mischung des Nervenspiels seines Gesichts und Gehörs entstehen. Unsern jetzigen Tonkünstlern aber ist es noch nicht eingefallen, das äußere Ohr mit solchen Zusammenpaarungen der Kunst- und Naturtöne zu laben, und ihrer Kunst einen Triumph zu bereiten, der der höchste in ihrer Art seyn, und den alle ihre Schwestern ihr vergebens beneiden würden.

Ich lehnte mich an eine Felsenwand, und dachte mich tiefer in eine Idee, die, ohne daß ich wußte wie, mein Liebling geworden war. Was war die Musik in ihrem Ursprunge? sagte ich mir; und was ist sie jetzt? Ein Gewirbel, ein Gekräusel, ein Schreien, Quicken und Trillern, für Ohren, die nichts weniger, als gesunde Harmonien kennen, denen aber das Vorurtheil weiß gemacht hat, so etwas sei schön. Wo es auf Kunstgefühl ankömmt, will keiner dem andern nachstehen; jeder glaubt, sein Nachbar fühle etwas bei dem, woran seine Seele nichts findet, er will nicht chlechter als sein Nachbar seyn, deswegen ruft er ihm, sobald er kann, ins Ohr: Schön! Herrlich! Göttlich! und der Nachbar, der sich nicht an Gefühl übertreffen lassen will, wiederholt die Grimasse des

ersten.

Ersten. So täuscht eine Affectation die andere, und die Eitelkeit soll für Empfindung gelten.

Arbeiten nicht Erziehung, Sitten, gesellschaftliches Leben, und unsere politische Verfassungen unaufhörlich an der Zernagung des freien Menschensinnes, und zersprengen die reine Stimmung der Empfindungsfähigkeit, womit die Natur jeden Menschen aussteuerte? Von unsern ersten Windeln bis zum letzten Nagel unsers Sarges schlingt sich eine lange gelenkige Sclavenkette, die sich durch alle unsere Gedanken, Neigungen und Handlungen häkelt. Die Mutter will, daß der Säugling sie in dem Augenblick anlächle, wo ihre scharfe Milch seine zarten Gedärme beizt, und die mitleidige Natur ihm durch Winseln Linderung verschaffen will. Das Kind muß sein Kartenhäuschen zusammen blasen sehen, und der rothnasigen Frau Gevatterin schön Patschhand geben, in dem Augenblicke, wo seine kleine Seele ganz in das Spiel verzückt, und die Natur eben beschäftigt war, den Stoff zum Selbstdenken in ihm anzusetzen. Der Knabe sitzt angepflöckt da, im bildsamsten Theil seines Lebens, eine gekrümmte Statue, über todten Büchern hockend, indem jeder Sonnenstrahl, der durchs Fenster schießt, ihn ins Freie lockt, und eine unüberwindliche Sehnsucht

in

in ihm unaufhörlich nach Luft und Bewegung seufzt. Was bisher noch fruchtbare Originalität geblieben ist, schneitelt das Messer der Gesellschaft völlig weg. Hier sind Eigenthümlichkeit, Simplicität, Geradheit, verbotne Waaren; gerade der ist Alles, der für sich Nichts ist; den größten Wehrt hat der, welcher keinen besitzt, als den Kunstgriff, die Eigenliebe eines jeden glauben zu machen, daß er von dessen Wehrte nur einen schmeichelnden Abglanz für eigene Werthlosigkeit borgt. Hier muß man nichts fühlen, um ein Nichts durch Geschwätz in Schimmer zu setzen; und ja nicht daran denken, daß man nichts denkt; hier giebt es keine sichrere Ueberzeugung, daß man nicht lächerlich erschienen sei, als das Selbstbewußtsein der Lächerlichkeit, die man in seinen Augen hat. Und was sind endlich unsere politische Verfassungen, als große Katakomben gerühmter Menschenrechte, wo die Selbstheit eines jeden gleich bei seiner Geburt entfleischt, und unter die andern Knochen geworfen wird? Und sie wissen sich noch viel, als ob sie uns was neues schenkten, was die Natur in der Eile vergessen hätte, damit, daß sie in den Revers über unser verlornes Naturrecht die Klausel stellen: daß kein anderer an höhere Rechte, als wir, Anspruch zu machen habe; und so ist denn für Freiheit, Menschensinn und Selbstheit der größte

Theil

Theil der Welt eine wüste Stätte, in abgesteckte Schindanger getheilt, deren Eigenthümer um nichts, als um den Vorzug streiten können, wessen Beinhause der weiteste sei. Durch diese Streitigkeiten wird in Jahrhunderten nichts mehr, als neue Veränderungen der Markschnitte, bewirkt; aber das ganze Getümmel kann nicht ein Fünkchen verlorner Lebenskraft in der verdorrten Schaar anfachen.

Ich habe den Pädagogen Campe in dem Augenblicke höchst kleingeistig gefunden, als ich in einer von seinen wohlstylisirten Schriften (es war, glaube ich, der Theophron) las, es sei nachgerade Zeit, die Dichter und den großen unnützen Schwall von Künstlern aller Art aus der Welt wegzuschaffen, worin künftig nur Indüstrie, und was man sonst Solidität zu nennen pflegt, das Commando führen müsse. Eben den Campe, der damals bei mir allen Glauben an das verlor, was man durch Gefühlsinn ausdrücken mögte, fand ich, in dem jetzigen Zusammenhange meiner Ideen, als einen so klugen, richtig rechnenden, und mit einem großen Grade von satyrischer Ernsthaftigkeit begabten Mathematiker, daß ich auf mich selbst zürnte, ihn vormals nicht besser verstanden zu haben. Er hat nur allzurecht mit der scharfen Sichel

seines

seines Machtspruches eine Gattung Menschen wegzumähen, die durch ihr Bischen Talente uns unaufhörlich betriegen, indem sie die fabelhafte goldene Zeit mit unsern indüstriösen Jahrhunderten in einen Teig mengen, und uns durch Gaukeleien daran erinnern, was wir hätten seyn können, wenn wir nicht wären, was wir sind. Nur in einer Kleinigkeit trennen sich unsere Begriffe, und haben sich für immer verloren. Er will die Welt durch diese Verbannung bessern, ich lasse sie sich verschlimmern, da ihr doch einmal nicht zu helfen steht. Je sclavischer und fester die jeztmaligen Bedürfnisse das Band der die Freiheit tödtenden Gesellschaft zusammenziehen, desto mehr gewinnt die Indüstrie und — Campe. Ich kann nur verlieren, denn die goldene Zeit läßt sich dadurch nicht wieder bringen, daß man dem Menschen begreiflich macht, Eisen sei schlechter als Gold.

Unsere jezigen Künstler verhalten sich zu den ersten großen Männern, deren Nachfolger sie zu seyn vermeinen, ohngefähr, wie die Liebe einer Lady Montague gegen die einer Yarico. Ich mag meine Tabelle stellen, wie ich will; immer kann ich Orpheus und Salieri nicht in Eine Reihe bringen. Welschlands Orpheus, wie er jezt ist, müßte in Thracien ein Klimperer

perer gewesen seyn, über dessen krause Modeleien man erstaunt, ihn aber nie für von den Musen begeistert gehalten hätte. Orpheus spielte in die Seele seiner Zuhörer, den Natur-Ausdruck seiner Empfindungen in dem Nu, da er empfand; oder hatte wenigstens seine Empfindung genau in dem Nu ihres Daseins sich selbst vorgetönt, den Gang und die Seele dieser Empfindungs-Musik in Sinn und Fingern aufbehalten, und gab sie den Zuhörern so rein, und ohne Zusatz wieder, als sie ihm die Empfindung, ein Grieche würde sagen, Apollo eingegeben hatte. Empfindungen, ganz im Einverständniß mit den Leidenschaften, deren der Naturmensch fähig ist, hell und unverfälscht zurückgespiegelt in das feine unverwirrte Gewebe seiner Seele, ausgedrückt durch die momentanen Töne, welche die Berührung solch einer Leidenschaft auf die unverstimmte, in allen Berührungspunkten ansprechende, Organisation dieses Naturmenschen hervorweckt. Wie bei der Harmonika, wo das Versinken der Seele des Spielenden in dem schwindenden Abschiede des Tones, gleich dem letzten, sichtbaren Zerfliessen eines gefallenen Tropfens auf der klaren Oberfläche des stillen Sees; die leiseste zarteste Auflösung des äußersten Zucks der Fingerspitzen mit der Atmosphäre des Instruments, und das kaum hörbare Schwinden des sterbenden Tons,

Eins

Eins ist. Zweifele, wer will, an der Allmacht einer solchen Musik, die die menschliche Seele in ihrer geheimsten Kammer gefangen nimmt; Aber wolle Keiner in unsern Opern-Sälen den himmlischen Genuß seiner Empfindung.

Wenn Träume, freundliche Träume, unserer Phantasie doch stets in diesem Leben so unmittelbar verwirklicht würden, und in so klarer Wesenheit vor uns schwebten, als die schwärmerischen Ideen, in welche ich mich seit einigen Stunden gelullet hatte, zum Theil vor meiner Seele in der That auftraten; so konnte es wohl der Mühe lohnen, gebohren zu seyn. Schon sahe ich Abbach vor mir liegen, als plötzlich hinter einer Felsenecke auf der Donau, ein Alphorn die ersten Takte aus der zärtlichen Arie: «Komm ach eil in meine Arme" mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht über das Wasser rief. Dieser Ton ward von einem ähnlichen Instrumente aus weiter Ferne hinter mir beantwortet, und dies durch einige darauf folgenden Takte aus der nämlichen Arie. So gingen diese beiden himmlischen Organe die ganze schöne Arie durch. Es war ein Wechsel-Gesang, in welchem beide Theile klagten, daß der Strom sie von einander trennete. Ach, und welche Klage-Töne! Ich stand zwi-

schen

schen ihnen, und es war, als ob die Luft aus sehnsüchtigem Verlangen von beiden Seiten her zitterte, um die Geschiedenen zusammen zu bringen.

Meine exaltirte Phantasie stieg bei dieser wahrhaften Sphärenmusik zu der Idee, daß es möglich sei, ganz andere Musiken hervorzubringen, als die Welt sie bis jetzt gehört habe. Dies sollte ein Extrakt, die Quint-Essenz, der Blütenduft aller bisherigen Musiken seyn. Ich dachte mir zwei Fagotte, eben so viel Hautboen, Hörner und Clarinette, die Fagotte würden den Grund-Ton geben. Diese bliesen gegen eine Felsenwand an, während ein gutes Ohr so lange auf der Donau herumsuchte, bis es den Fleck ausfände, wo diese zurückprallende Fagott-Töne sich am reinsten und leisesten brächen. Hier wäre der Standpunct für die Zuhörer. Alle die andern Instrumente müßten so lange gegen die Felsen, Ecken, Krümmungen und Wände anblasen, bis ihre Töne auf obigem Fleck die sanftesten und reinsten Laute angäben. Welch eine himmelreine Harmonie müßte sich nicht auf diesem Standpunkte der Auserwählten hören lassen! Geläutert von allem, was nicht zart und rein ist, geschieden von der rauhen Menschen-Kehle, von dem harten Klang des Instruments, von dem Schrei der gewalt-

sam

sam zerrissenen Luft, und gar nichts hörbar, als der höchst sublimirte Fein=Stoff der Tonkunst.

Man denke sich hiebei einen der Musik und der ganzen Lage angemessenen Text. Zum Beispiel Klopstocks Morgengesang mit K. P. E. Bachs Musik. Diese vierstimmig eingetheilt und in Wechselgesang gebracht, auf der Donau nach den vorher angegebenen Standpunkten der Instrumente an einem heitern Tage aufgeführt, und die Morgenröthe mit so einem Concerte begrüßt. Die sanfteste Sprache der ganzen Organisation bewillkommnete hier die kommende Sonne mit ihrem feinsten Piano=Dolce, das von Aurorens zartestem Farbenspiel erwiedert würde. Kunst und Natur brächten hier ihrem Schöpfer das andachtvolleste Dankopfer dar. Die Melodie zerflöße in den ersten sanften Sonnenstrahl, und der Tag umarmte die höchste Schönheit der Tonkunst, wie einst der Morgen der Ewigkeit den Abend der Zeit umarmen wird.

Aber wohin verirrst du dich, entkettete Phantasie, mit deinen Träumereien? Scenen der Art sind für die Wirklichkeit nur gedenkbar, nicht ausführbar. Wie vieles, und wie manches stellt diese kalte Pädagogin des Lebens nicht in den Weg, und wirft sich überall

in

in die Queere, wenn die lachende Möglichkeit etwas mehr als die dürftige Wirklichkeit erschaffen möchte, wie z. B. hier bei diesem unbefangenen Aeols-Concerte. Der Wind darf nur umgehen, die Luft dicker werden, ein Nebel steigen oder fallen, die Donau ebben oder fluthen, ruhiger oder ungestümer werden, und alles ist verstimmt, schreit durch einander, und die Harmonie ist in lauter Dissonanzen verwandelt. Ein paar von der Heerde verirrte Rinder blöcken über den Strom; die Schiffzieher ächzen das Ufer herauf; ein Transport Recruten jauchzt in der Verzweiflung daher, und alles ist verdorben, und die feinste Harmonie der Sphären wird von den derben Dissonanzen des Lebens zur todten Lautlosigkeit entseelt.

Aber der, dem bei einem rein gestimmten Ohre eine etwas sprudelnde Phantasie zu Theil ward, der wird sich doch bei jenem magischen Concerte auf der freien Donau etwas ganz anders vorlullen, als was er in unsern musikalischen Akademien hört. Und wenn jene zauberischen Harmonien, die ein jedes Herz durchweichen müßten, und hätte es Scirrhen mit zur Welt gebracht, sich nur nicht so unsicher zur Wesentlichkeit bringen liessen: so möchte hiedurch dem Menschen die feinste, höchste, lasterloseste, sinnliche Freude

geschenkt

geschenkt werden, die ihm von dem Geber aller guten Gaben wohl nicht zugedacht war.

Du aber, treue Gesellin meines Schicksals! holde Trösterin des Lebens! nimm dich meiner an, wenn Langeweile, Sehnsucht nach Musik oder Menschenliebe, mich in unsere unehrsüchtigen *) musikalischen Invaliden-Anstalten verleiten, und führe mich zu unsern Alphörnern nach Abbach!

*) Unehrsüchtige Felder hat Voß in seiner neuen Uebersetzung von Ovids Verwandlungen. Da kann es ja wohl auch unehrsüchtige, uneitle, ja uneigennützige musikalische Akademien geben.

